DIE FACKEL

Nr. 376/377 30. MAI 1913 XV. JAHR

Glossen

Wien und Skutari

(Recht hat sie — was geht sie Skutari an?!) Der 22jährige Hilfsarbeiter Albert Pichart hatte von der Polizei den Auftrag erhalten, binnen einer gewissen Frist einer Arbeit nachzugehen. Da er diesem Auftrage nicht nachkam, wurde gegen ihn die Klage wegen Übertretung des Vagabundengesetzes erhoben. Pichart hatte sich gestern vor dem Strafrichter Dr. Berg (Bezirksgericht Fünfhaus) zu verantworten.

Richter (zum Angeklagten): Sie wissen, was Ihnen zur Last gelegt wird. Am 10. Februar erhielten Sie von der Polizei die Aufforderung, sich um eine Arbeit umzusehen, sind aber bis heute dieser Aufforderung nicht nachgekommen. — Angekl.: O ja, ich hab' derweil schon a Arbeit g'habt! — Richter: So? Wie wollen Sie das beweisen? — Angekl.: Dö Fräul'n Setetzky kann das beweisen. — Richter: Ist das Ihre Geliebte? — Angekl.: A woher denn, bei der wohn' i, aber dö Fräul'n mirkt sich Alles, dö waß a, wo und wann i g'arbeit hab'! — Richter: Wo wohnt dieses Fräulein? — Angekl.: In der Benedikt Schellinger-Straß'n. — Richter: Bringen Sie sie her! —

Nach einer Viertelstunde erscheint der Angeklagte mit der Setetzky als Zeugin. — Richter (zur Zeugin): Sie sollen wissen, daß der Angeklagte nach dem 16. Februar in Arbeit stand. — Zeugin: Natürli waß i dös. — Richter: Sind Sie vielleicht die Geliebte des Angeklagten? — Zeugin (wegwerfend): Von dem da? (Heiterkeit.) Na, Gott sei Dank! — Richter: Wieso kennen Sie den Angeklagten? — Zeugin: Na, i werd' ihn do kenna, wenn er mei Zimmerherr is. — Richter: Also können Sie sagen, daß der Angeklagte eine Arbeit gehabt hat? — Zeugin: Jawohl, am 11. Februar hat er beim Schön in Hietzing ang'fangen. — Richter: Wieso wissen Sie, daß es gerade der 11. Februar war? — Zeugin: I waß halt, i mirk mir alles. — Richter: Wenn Sie sich alles merken, wissen Sie auch, an welchem Tage Skutari besetzt wurde? (Lebhafte Heiterkeit.) — Zeugin: Dös hab' i mir net g'mirkt, was geht mich überhaupt Skutari an? (Stürmische Heiterkeit.)

Der Richter schenkte der Zeugin Glauben und sprach den Angeklagten frei.

Die Zeugin unterscheidet sich zu ihrem Vorteil dadurch vom Richter, daß sie nur Skutari, aber ihn auch das Privatleben nichts angeht. Wenn man die Luftlinie von der Situation der Kellerbewohner von Skutari zum Humor einer Wiener Gerichtsverhandlung zieht, dann kommt man doch zu dem Punkt, dieser Stadt

eine kleine Belagerung zu wünschen. Der Gerichtssaal ist zwar ein Ort, der besonderen Anstand erfordert, aber nur von den Parteien. Der Richter darf durch Nennung des Namens Skutari einen Lacherfolg erzielen. So kehrt er den Humor in jedem Fall hervor — es sorgt die Hand der Gerechtigkeit für dauernde Heiterkeit: beim »Mikado« unterhält sich das Auditorium nicht besser. Und wenn auch ein armer Tor dabei seinen Kopf verlor . . .

* * *

Wien und Adrianopel

Biomalz beim Sturm auf Adrianopel!

Das Schlachtfeld, 12. April 1913.

Ich habe Biomalz einen Tag vor dem Sturm der Festung Adrianopel erhalten und es während der Attacke verzehrt. Die zwei Schlachttage habe ich nur mit Biomalz verbracht ohne Hunger zu spüren.

(Unleserliche bulgarische Unterschrift.)

* * *

Soff in Cetinje

. . . . Diese Worte des Königs machten auf alle einen sehr tiefen Eindruck, und endlich entschloß man sich allgemein, nachzugeben. Der Ministerpräsident gab die Demission des Kabinetts. Die Bevölkerung war gestern noch nicht in Kenntnis davon, daß der König nachgegeben habe. Es regnete den ganzen Tag über in Strömen. Alle Bewohner hielten sich in ihren Häusern, von denen die Fahnen, die anläßlich des Falles von Skutari gehißt worden waren, nicht mehr flatterten, sondern unter dem Drucke des Regens zusammengeschrumpft niederhingen.

So soll es allen Feinden Österreichs gehen. Schlechtes Wetter soll kommen, unter dem Drucke des Regens sollen sie nachgeben, nicht gedacht sollen sie werden.

* * *

Aufatmen in Wien

. . . . Was gemeinhin als das abgegriffenste Phrasenkleingeld gilt, die elektrisch geschwängerte Luft, die Gewitterschwüle, die auf allen lastete ohne Unterchied beinahe des Alters, des Standes, des Geschlechtes, das war zur schier physisch schmerzhaften Wirklichkeit geworden. Und der großen Öffentlichkeit hatte sich bereits mit übermächtiger Gewalt die Empfindung aufgedrängt: Heraus aus der Ungewißheit, aus dem Hangen und Bangen, aus der unerträglichen Unsicherheit! . . . . Überall schwirrten die ominösen Worte »Skutari« und »Albanien« durch die Luft. Wiederum die widersprechendsten Gerüchte, wiederum prallten Befürchtungen und Hoffnungen gegeneinander. Allzuoft war der Optimismus derer enttäutscht und dementiert worden, die

auf den gesunden Menschenverstand zu schwören gewohnt sind und gern mit den Gesetzen der Logik operieren.

Das sind die Sympathischesten.

. . . . Später als sonst leerten sich in der Nacht von Sonntag auf Montag die öffentlichen Lokale. In den Debatten, die dort geführt wurden, überwog die düstere Entschlossenheit, der Glaube, daß der Säbel, der schon so locker in der Scheide saß, schließlich doch gezogen werden müsse. Als heute in den ersten Nachmittagsstunden die beglaubigten Nachrichten kamen, daß die Hoffnung auf die Erhaltung des Friedens eine begründete sei, daß König Nikolaus sich entschlossen habe, Skutari bedingungslos zu räumen, ging eine starke, sozusagen physisch wahrnehmbare Bewegung durch die Stadt.

Man atmete auf. Das verbessert die Luft nicht und kostet 800 Millionen Kronen.

. . . . Dieses Gefühl, einer Aufgabe enthoben zu sein, die der Wiener zuwider nennt, gab unser aller Stimmung sein Gepräge. Noch fehlte es nicht an vorsichtigen Zweiflern, die da warnten und bremsten, aber für die überwiegende Mehrheit der Wiener war heute wirklich Frühlingsanfang. Man rieb sich die Augen und nahm wahr, daß die Bäume grünen und daß der Flieder duftet, und unausgesprochen lag das Frühlingswort auf aller Lippen: Die Welt wird schöner mit jedem Tag, wer weiß, wie das noch enden mag!

Ich weiß. Aber lassen wir uns deshalb keine grauen Haare wachsen, auf der nächsten Seite ist schon der Maikorso, der Flieder duftet und anwesend war Frau Flora Dub.

* * *

Sonderbar und erfreulich, krumm und entschlossen, orakelhaft und deutlich, pfui und eljen

Der radikale Lippowitz auf Seite 1:

Es soll heute auch nicht weiter die Rede davon sein, auf welchen krummen und unbegreiflichen Wegen der Leiter unserer auswärtigen Politik zu diesem sonderbaren und teuer erkauften Triumph gekommen ist. Eine andere Frage muß laut und weithinschallend ertönen: Wo bleibt unser Parlament? Es ist für den 15. d. M. einberufen und nach alter österreichischer Sitte wird Graf Stürgkh über die äußere Politik im Namen des Grafen Berchtold einige orakelhafte Sätze von sich geben. Herr v. Lukacs hat gestern dem ungarischen Abgeordnetenhause gegenüber seine Pflicht voll und ganz erfüllt. Er hat in der ersten Sitzung des wiedereinberufenen Abgeordnetenhauses offene und deutliche Aufklärungen über den Umschwung in Cetinje und über die Konsequenzen dieser erfreulichen Tatsache gegeben, ohne selbst eine Interpellation abzuwarten. Herr v. Lukacs hätte auch nicht wagen dürfen zu zögern, denn das ungarische Volk läßt sich seinen Anteil an Entscheidungen in der Politik der Monarchie nicht schmälern, dazu hat es zuviel Selbstgefühl und den berechtigten Wunsch, nicht als willenlose Herde behandelt zu werden . . . .

Wie anders bei uns. Wo bleibt das Parlament? Jetzt, wo es notwendig ist, daß die Volksvertretung ihre Stimme erhebe und ein lautes Quod non! ausruft, »gegenüber einer gefährlichen und ruhmlosen, einer verhängnisvollen und sinnlosen Diplomatenpolitik«. Wie anders in Ungarn, Seite 3:

»Geehrtes Abgeordnetenhaus! Es ist mir zur Kenntnis gelangt' daß am heutigen Tage eine dringende Interpellation betreffend die auswärtige Lage an mich gerichtet werden wird. Wir hatten bisher der Tagesordnung gemäß keine Gelegenheit, diese Interpellation anzuhören. Inzwischen hat die Regierung eine Mitteilung von außerordentlicher Wichtigkeit erhalten, weshalb ich mich verpflichtet halte, ohne die erwähnte Interpellation abzuwarten, schon jetzt dem geehrten Abgeordnetenhause zur Kenntnis zu bringen, daß nach einer eben erhaltenen Mitteilung unseres Gesandten in Cetinje der König von Montenegro beschlossen hat, die Großmächte von der bedingungslosen Räumung Skutaris zn verständigen. (Lebhafte Eljenrufe.) Ich brauche nicht zu sagen, geehrtes Haus, daß dieses erfreuliche Resultat dem entschlossenen Schritte zuzuschreiben ist, welchen die Monarchie in dieser Frage getan hat. (Lebhafter Beifall und Eljenrufe. — Stürmische Rufe: Es lebe der König!) Ich habe die Ehre, gleichzeitig die Mitteilung zu machen, daß die Monarchie mit derselben Entschlossenheit, welche sie bisher bekundet hat, fordern wird, daß diese in Aussicht gestellte Räumung nunmehr unverzüglich auch tatsächlich erfolge. (Langanhaltender Beifall. Händeklatschen und Eljenrufe.)

* * *

Mitteilungen einer unterrichteten Persönlichkeit

Von einer Persönlichkeit, welche über die Vorgänge im heutigen gemeinsamen Ministerrate genau unterrichtet ist, erhalten wir die folgenden Mitteilungen . . . .

Wie? So unsaubere Leute sitzen in einem Ministerrat?

* * *

Ein seltsamer Brauch

»Ein milder Sonntag im Frühling öffnet der Freude alle Poren der Seele. Jetzt bleiben sie geschlossen, da wir alle dem Gedanken nachhängen, was die nächsten Stunden an schicksalsschweren Beschlüssen bringen mögen. Die Monarchie steht vor dem dunklen Tore kriegerischer Unternehmungen . . . .«

Das ist so Vorschrift. Wenn das Tor geöffnet ist, bleiben die Poren geschlossen.

* * *

Ein Heldenepos

(Am Vorabend kriegerischer Ereignisse, Wien, 4. Mai 1913)

Ein Besuch im Adriacafé.

Vom Gewerbeförderungspavillon begaben sich der Erzherzog-Thronfolger und Protektor der Ausstellung sowie die Herren Erzherzoge

Friedrich, Leopold Salvator, Karl Albrecht, der Ministerpräsident Graf Stürgkh, Finanzminister v. Zaleski, Justizminister v. Hochenburger, Kultus- und Unterrichtsminister v. Hussarek, Handelsminister Schuster v. Bonnot, Arbeitsminister Dr. Trnka, Eisenbahnminister Baron Forster, Ackerbauminister Zenker und Reichsfinanzminister Bilinski, Statthalter von Niederösterreich Freiherr v. Bienerth, Statthalter von Triest Prinz Hohenlohe, Lloydpräsident und Präsident der Ausstellung v. Derschatta, Polizeipräsident v. Brzesowsky, Polizeivizepräsident Freiherr v. Gorup und die sonstigen hohen Militärs, Würdenträger, Funktionäre der Ausstellung etc etc. ins Adriacafé. Beim Eingang zum Café wurde der Erzherzog-Protektor von Herrn Ludwig Riedl empfangen. Herr Riedl versicherte dem Erzherzog, daß er sich überglücklich und geehrt fühle, Seine kaiserliche Hoheit und die Mitglieder des Allerhöchsten Kaiserhauses bei sich als Gäste begrüßen zu dürfen. Der Erzherzog zog Herrn Riedl in ein längeres Gespräch, in dessen Verlauf Herr Riedl bemerkte, daß er außer diesen fünf Ausstellungscafés noch das Café de l'Europe am Stephansplatz betreibe, worauf der Erzherog erwiderte, daß er dieses Café und Herrn Riedl ohnedies gut kenne. Sodann trat der kleine achtjährige Heinrich vor und überreichte dem Erzherzog ein herrliches Blumenbukett. Der Erzherzog fragte Herrn Riedl, ob dieser kleine Junge sein Sohn sei, was Herr Riedl bejahte; der Erzherzog fragte nun den Kleinen, ob er Brüder habe, worauf er couragiert und schlagfertig erwiderte: »Jawohl, zwei; einer ist sogar Offizier.«

Der Erzherzog und die fürstlichen Gäste begaben sich nun unter Herrn Riedls Führung in einen zu diesem Zwecke erstellten Pavillon, welcher äußerst geschmackvoll dekoriert war. Im Fond standen ein lebensgroßes Bild des Kaisers zu Pferd und eine Büste des Thronfolgers. Hier im Pavillon entwickelte sich nun eine Feier von solch intimem Charakter, wie es eben nur in Wien möglich ist. Auf Bitte des Herrn Riedl nahm der Erzherzog an einer mit Blumenjardinièren reichgeschmückten Tafel Platz und ringsum gruppierten sich noch zirka fünfzig Personen. Eine weitaus größere Anzahl saß oder stand, den kalten Imbiß im Kaffeehausgarten verzehrend, plaudernd beisammen. Dabei konzertierte die Marinekapelle im nahe verankerten Lloydschiff »Wien«. Herr Riedl ließ es sich nicht nehmen, dem Erzherzog und den fürstlichen Gästen selbst zu servieren. Gereicht wurde kalter Aufschnitt feinster Delikatessen, dazu kredenzte Herr Riedl Kaiser-Gumpoldskirchner, Dalmatiner, Champagne Irroy-Perier und als Spezialität des Hauses hundertjährigen Kognak Prunier u. Cie., eine Marke, welche sich in ganz Wien nur im Besitze des Herrn Ludwig Riedl befindet. Der Gumpoldskirchner Kaiserwein mundete Seiner kaiserlichen Hoheit dem Erzherzog-Thronfolger außerordentlich, und erkundigte er sich speziell bei Herrn Riedl um diese Marke. Der hundert Jahre alte Kognak veranlaßte einen der Herren Minister, Herrn Riedl zu bemerken, wenn er schon eine solch seltene Marke seinen Gästen verabreicht, so müsse man eigentlich wünschen, Herr Riedl solle auch hundert Jahre alt werden. Anstatt zehn Minuten, wie im Programm vorgesehen, blieb der Erzherzog, der sich als Gast des Herrn Riedl

sichtlich wohlfühlte, beinahe eine Stunde. Überhaupt konnte Herr Riedl des öfteren und von allen Seiten die schmeichelhaftesten Worte der Anerkennung hören. Als Seine Exzellenz Arbeitsminister Dr. Trnka Herrn Riedl seine ganz besondere Anerkennung aussprach, nahm Herr Riedl Gelegenheit, zu erwidern, daß es ihm eine Genugtuung sei, zu wissen, daß er sich als Angehöriger des Schankgewerbestandes sowohl von Allerhöchster Seite, vom Mittelstand und allen Kreisen solcher Beliebtheit erfreue, eine Anerkennung, die für ihn nur ein Ansporn ist, auf dem eingeschlagenen Wege in gleicher Weise weiter zu wirken. Nun gab Seine kaiserliche Hoheit das Zeichen zum Aufbruch, und auf die Frage des Herrn Riedl, ob Seine kaiserliche Hoheit mit den Darbietungen zufrieden war, äußerte sich der Erzherzog mit Worten vollen Lobes und wünschte ihm zu den großen Unternehmungen in der Ausstellung besten Erfolg.

* * *

Ein Epigone

»Das weitaus besuchteste und beliebteste Kaffeehaus im IX. Bezirk ist unwidersprochen das »Café Rahnhof«, IX. Porzellangasse, Ecke Bauernfeldplatz, und jeder, der einmal dieses schöne Lokal besucht hat, wird dieses Urteil bestätigen. Hier findet man alles, was man von einem Kaffeehaus verlangen kann, hier trifft sich die Creme des IX. Bezirks, und so gemütlich und doch so elegant und vornehm wie das »Café Rahnhof« findet man wohl kein zweites Wiener Kaffeehaus. Zur herannahenden schönen Jahreszeit steht dem Publikum eine geräumige, gedeckte Terrasse zur Verfügung und an warmen Tagen oder schwülen Abenden läßt sich wohl kein angenehmerer Aufenthalt als auf dieser herrlichen Terrasse denken. Von dem gerade gegenüberliegenden Park des Grafen Clam-Gallas bringt der Abendwind ozonreiche, würzige Luft, und bei einer Schale Eis mit Schlagobers ist hier ein außerordentlich erquickender Aufenthalt. Dieses Eis mit Schlagobers ist eine Spezialität eigener Erzeugung des »Café Rahnhof«, und der tüchtige Cafetier Herr Hans Wild, der den Geschmack seiner Kunden ganz genau kennt, setzt seinen Stolz darein, erstklassiges Eis mit köstlichem Schlagobers zu servieren, wie man es in gleicher Qualität nur noch in einigen der allerersten Stadtcafés findet. Herr Hans Wild, unterstützt von seiner liebreizenden Gemahlin, hat es verstanden, das »Café Rahnhof« populär zu machen, und heute ist das selbstverständliche Rendezvous im IX. Bezirk — das »Café Rahnhof«.«

* * *

Schalkhafte Ausdrucksweise

.... Mancher Diensteifrige möchte gern hinauf nach Cetinje, nicht um dort Hammelfleisch zu essen, sondern um dort gute Interviews gegen gangbare Münze einzutauschen. Aber gerade jetzt ist die Sache zu schwierig, die Wächter an der Straße oben sind aufgeregt, und wenn ein solcher Raid nach Montenegro auch nicht gerade gefährlich sein muß, so kann es doch geschehen, daß man Bekanntschaft mit den kleinen Bewohnern des Cetinjer Arrests macht und einige kostbare Tage verliert. ...

Oben sind die Kriegskorrespondenten gemeint, unten die Wanzen. Oben versteht mans gleich, unten stockt man. Man glaubt zunächst, daß in Montenegro, wo nur große Menschen herumgehen, der Reputation halber die kleinen in den Arrest kommen. Es wäre vielleicht deutlicher und ebenso schalkhaft gewesen, von den »braunen Gesellen« des Cetinjer Arrestes zu sprechen.

* * *

Eine Kunstkritik

Langsam verhallt das Donnerrollen der Geschütze, das große Ringen auf dem Balkan ist endgiltig ausgetragen, erschöpft harren Sieger wie Besiegte sehnsüchtig des Tages, an dem der Friede auch in aller Form geschlossen sein wird und jeder einzelne endlich die Möglichkeit haben wird, zu seiner durch die lange Kriegszeit brach gelegenen Friedensbeschäftigung zurückzukehren. Vor allem ist es die an die Jahreszeit gebundene Bodenbearbeitung, welche dringend ihre Inangriffnahme erheischt; aber auch alle anderen Gebiete des Kulturlebens mußten naturgemäß vernachlässigt werden und selbst bei uns in Österreich war durch die während der letzten Wochen immer näherrückende Wahrscheinlichkeit eines Eingreifens unserer Monarchie in die Kriegserreignisse auf dem Balkan das Interesse der Allgemeinheit von den so wichtigen aktuellen Fragen vollständig absorbiert. Nun aber, nach eingetretener Klärung, wollen wir uns wieder den blumigen Gefilden der Kunst zuwenden und sehen, welche Blüten uns die verschiedenen Ausstellungen bescheren. Bei Pisko . . . .

* * *

Günstige Vorbedingungen

. . . . Pellar ist weder Grübler noch Prophet, sondern ein echter Wiener, er sucht keine neuen Welten, keine neuen Ausdrucksformen. Von seinem Lehrer Stuck hat er vieles fertig übernommen, ein wenig Diez dazu, in mancher Pappel seiner Bilder klimtelt's merklich, dann wieder klingt's an Hampel an, die Märchenaquarelle wieder erinnern an Löffler-Urbans ähnliche Arbeiten. Alles zusammen zeigen Pellars Werke eine kosmopolitisch-elegante, lustig-oberflächliche Sinnlichkeit, welche in dem gefälligen Kleide der Rokokozeit und bei fruchtbarer Mühelosigkeit des Schaffens rasch die Gunst weiter Kreise zu gewinnen geeignet erscheinen und so den leicht errungenen Erfolg dieses Künstlers erklären. Möge die Frühzeitigkeit des Erfolges der Entwicklung dieses jungen Talents nicht zum Verderben gereichen!

Plein-air.

* * *

Vom Dichter der blinden Marie

Tatsächlich ist der Wiener Dichter Paul Wilhelm heute eine anerkannte Individualität . . . .

Ist dieses Gedicht breit und al fresco und mit glühenden Farben gemalt, so mutet ein anderes wie ein zartes und liebliches Pastellbild an:

Die Wartenden.

Hinter der blühenden Hecke im Garten
Träumende Mädchen das Glück erwarten . . .
Spielen mit Zopf und mit Schürzenband,
Schauen hinaus ins erglühende Land,
Singen ein seltsames Lied dabei,
Singen vom Frühling und träumen vom Mai . . .

Kommt um die Ecke ein Bursch gegangen,
Goldblonde Locken und samtweiche Wangen,
Augen so blau wie ein Sommertag:
›Grüß' euch, ihr Mädels im blühenden Hag —
Kommt doch und küßt mich, die Schönste sei mein,
Welche mag heut' noch mein Liebchen sein?‹

Stehen die Mädels in schüchternem Bangen,
Klopft auch das Herzchen in scheuem Verlangen,
Zupfen verlegen am Schürzenband,
Haben sich zürnend hinweggewandt.
Eine nur stürzt auf den Burschen zu,
Reicht ihm die Hand und verschwindet im Nu.
— — — — — — — — — — — — —

Die andern bleiben zurück.

Zum Schluß noch ein Gedicht Wilhelms, das in Wien bereits eine gewisse Popularität erlangt hat und zu den besten Stücken der Sammlung gehört:

Die blinde Marie.

Am Wegrand sitzt die blinde Marie, die hockt so still und stumm,
Die Kinder im Dorfe kennen sie und spielen um sie herum. . . .

Und bitte woher kennen sie die blinde Marie? Aus der Fackel!

* * *

Derselbe macht Interviews

Ich habe die Ehre, einer Einladung der Gräfin zu einem Plauderstündchen Folge zu leisten, und sie empfängt mich in den schönen Wohnräumen des Ministeriums, in denen sich die vornehme Pracht dieses äußerlich bescheiden anmutenden Palais erst so recht erschließt.

Warum das?

. . . . es liegt im Wesen der Diplomatie, daß sie nicht weltabgeschlossen auf einsamer Höhe thront, sondern mit der Gesellschaft verwachsen ist, durch sie ihre Fäden spinnt, die hundertfach verwoben nach überallhin Beziehungen unterhalten, daß sie mitten drinnen steht im Strom des Lebens, im Highlife, das wiederholt gerade in historisch bedeutenden Momenten eine nicht zu unterschätzende Rolle gespielt hat.

Die Gräfin macht diesen Gedanken ein Ende und tritt ein. Sie ist eine schöne elegante Erscheinung, nicht so wie die blinde Marie,

und spricht dennoch Sätze, die einem Aufruf für ein Wohltätigkeits-frühlingsfest zur Unterstützung armer Mädchen entnommen zu sein scheinen, wobei sie unter einem versichert, daß sie selbst zwar aus Pflichtgefühl handle, aber auch mit besonderer Anerkennung des vorbildlichen Beispieles der Fürstin Pauline Metternich erwähnt, die den Wiener Veranstaltungen ihr eigenartiges Gepräge gegeben habe. Was die Kunst betrifft, so meint sie, daß es damit in Wien gut bestellt sei, denn in Wien sind alle Gesandtschaften, Botschaften, das ganze diplomatische Korps und infolgedessen der Kontakt mit dem Ausland. Eben darum sei im Vergleich mit Budapest ›die Teilnahme an der Kunst in Wien vielleicht nicht größer und wärmer, aber vielseitiger‹. Die Gräfin ist eine große Kunstfreundin.

Der Musik gibt sie den Vorzug vor allen anderen Künsten. Sie spielt selbst Klavier . . . .

Bei Wagner geht sie bis zu Lohengrin mit.

Und sie fügt hinzu: Auch mein Mann hat Musik sehr gerne und spielt selbst Klavier.

Es ist also klar, daß der Graf Berchtold, wenn er vom europäischen Konzert nach Haus kommt, noch übt, und da der Dreibund bekanntlich ein abgespieltes Luxusklavier ist, den Bösendorfer vorzieht.

Noch stärkeres Interesse aber hat er für Malerei. Er malt selbst . . . .

Wenn man hört, daß der Graf Berchtold Klavier spielt und auch malt, so ist es immerhin auch dankenswert zu hören, daß er selbst spielt und malt. Die Gräfin geht dann aber auf ein ganz anderes Thema über und sagt, daß sie ›eine ausgesprochene Gegnerin aller Halbheiten, alles Dilettierens‹ sei. Sie spricht also von der diplomatischen Karriere. Hierauf geht sie auf ein ganz anderes Thema über und meint, das wichtigste bei der Erziehung sei, daß man einem die Kunst beibringe, ›seinen Gedankengang auszudrücken, auch Geistesgegenwart, Schlagkraft, intellektuelle Energie und Gewandheit in der Konversation zu erweisen‹. Man müsse schon in der Schule ›die Kinder gewöhnen, rasch zu denken, klar zu denken und ihren Gedanken einen möglichst guten und überzeugenden Ausdruck zu verleihen.‹ Wobei sie aber offenbar nicht bedenkt, daß die Kinder dann für die diplomatische Karriere verdorben wären und die Skutari-Frage ohne größere Kosten für Österreich gelöst würde. Hierauf öffnet sich die Tür und herein tritt der junge Graf Berchtold, der die Diplomatenlaufbahn

einschlagen soll, und fragt, ob sie das Luftschiff gesehen habe, das eben über den Volksgarten geflogen sei. Alles eilt ins Nebenzimmer. Nun zeigt sich, daß der junge Berchtold für die Zukunft Österreichs etwas verspricht, was er nicht halten kann, was aber auch so sehr schön ist. Denn das Luftschiff ist zwar nicht mehr sichtbar, aber dem Auge bietet sich eine schöne Aussicht. Das müßte selbst die blinde Marie zugeben. Der Flieder duftet herauf, schier betäubend, Silhouetten heben sich vom satten Blau des Himmels ab. Diese schöne Aussicht, bemerkt die Gräfin lächelnd, sei doch eine kleine Entschädigung für die viele Arbeit, die ihr Mann habe. Der Dichter verabschiedet sich, nicht ohne herzlich für das reizende Plauderstündchen zu danken.

In ihrer anmutigen und graziösen Weise reicht sie mir mit einigen verbindlichen Worten die Hand. Ich verlasse das Palais durch den Eingang in der Metastasiogasse. Es ist gegen halb 7 Uhr abends. Ein herrlicher Frühlingsabend. . . .

Was geschieht in solchen Fällen, abgesehen davon, daß die Sonne über dem Asphalt liegt?

Elegante Equipagen und Autos rollen vorbei.

Schon beginnt nämlich die Auffahrt zum Burgtheater, wo selbst gespielt wird. Was ist aber mit dem Leben?

Sorglos rollt und rattert das laute Leben vorbei.

Das geschieht deshalb, weil es den Leuten nicht einfällt, sich deshalb Sorgen zu machen, weil der Paul Wilhelm im Ministerium des Äußern war. Ausgerechnet deshalb wird das Leben sorgenvoll rattern! Die Landschaft freilich ist stumm bewegt.

Und hinter mir dehnt sich stolz, ruhig und still das Haus auf dem Ballhausplatz.

Warum dehnt es sich denn stolz, warum auf einmal? Wahrscheinlich eine Aufmerksamkeit bei wichtigen Fällen. Dadurch ermutigt, geht der Dichter sofort in die Länderbank, um mit dem Generaldirektor zu sprechen. War jenes Gedicht al fresco und mit glühenden Farben gemalt, so mutet dieses wie ein zartes und liebliches Pastellbild an:

. . . . Es ist zum größten Teil ein Verdienst Generaldirektor Lohnsteins, daß die Länderbank vor einer Reihe von Jahren aus einer nicht unbedeutenden Krise gestärkt hervorging.

Im weitern Verlauf aber berührt das Gespräch auch künstlerische Fragen. Lohnstein zeigt auch auf diesem Gebiet ein reges Interesse, namentlich für Literatur.

Er hat selbst früher gern heitere Verse und kleine Stimmungsgedichte geschrieben.

Lohnstein ist Selfmademan, auch er. Das sind sie alle, alle Selfmademen. Und dabei entstammt Lohnstein nicht einmal der schlesischen Dichterschule. Er war nie schwulstig. Aber jetzt singt er überhaupt nicht mehr. Die Kinder fragen oft, warum er nie mehr auf Ansichtskarten »so kleine Gedichtchen wie früher« schreibe. Er schreibt auch keine größeren, er schreibt gar keine mehr. Warum ~~doch~~?

»Ein Beruf wie der meinige«, setzt er fort, »absorbiert die geistige Energie so völlig, daß er kaum mehr Ruhe, Sammlung und Stimmung aufkommen läßt, die jede künstlerische Neigung erfordert. Er ist wie ein gewaltiges Hammerwerk, das alles um sich her übertönt, und betäubt, da vermag sich kein zarter Singsang vernehmbar zu machen und nun gar«, meint er scherzend, »ein so bescheidenes Zwitschern . . .«

Der Interviewer denkt darüber anders. Er hat auch einen sehr ernsten Beruf, aber die Lyrik würde er deswegen nicht vernachlässigen, konträr.

* * *

Nach und nach die volle Wahrheit

Alleinige Teilnahme der deutschen Bundesfürsten am Jubiläum Kaiser Wilhelms.

. . . . Nur die deutschen Bundesfürsten werden mit dem Kaiser Wilhelm dessen Regierungsjubiläum feiern. Ausländische Fürstlichkeiten werden voraussichtlich überhaupt nicht an der Feier teilnehmen.

Die Teilnahme des Zaren an der Hochzeit im deutschen Kaiserhause.

Wie Ihr Korrespondent weiter erfährt, wird der Zar zur Hochzeit im deutschen Kaiserhause allein kommen. . . .

Feierlicher Einzug des englischen Königspaares in Berlin.

Hingegen ist ein feierlicher Einzug des englischen Königspaares in Berlin wahrscheinlich.

* * *

Packende Titel

Auf einer einzigen Seite:

Der Plan zur Verwendung Essads zur Herstellung der Ordnung in Albanien.

Versprechen Essad Paschas zur Entlassung der türkischen Truppen.

Bevorstehende Zustimmung der montenegrinischen Skupschtina zur Räumung Skutaris.

Wunsch Griechenlands auf internationale Besetzung Albaniens.

Keine Bedrohung Valonas durch die Griechen.

Oder:
Kein Vorgehen Essad Paschas gegen Albanien.
Montenegros Forderungen nach Entschädigungen.
Zusicherung Montegros zur Räumung Skutaris.
Bevorstehende Mitteilung Montenegros über die Räumung Skutaris.
Wiener amtliche Mitteilungen über bedingungslose Räumung Skutaris.
Der Beschluß des Königs Nikolaus zur Räumung Skutaris.
Einberufung der jungczechischen Landtagsabgeordneten in Böhmen zu einer Konferenz.
Angeblicher Plan Essads zur Bildung einer provisorischen Regierung.
Forderung nach Überlegenheit der französischen Flotte im Mittelmeer.
Die Verzögerung der Unterzeichnung des Präliminarfriedens.
Drängen Bulgariens nach Unterzeichnung der Präliminarien.
Bulgariens Forderung auf baldigste Unterzeichnung des Präliminarfriedens.

Aus dem Gefühlsleben:
Befriedigung über den Entschluß des Königs von Montenegro.
Gefühl der Erleichterung in Montenegro.
Befriedigung über das Nachgeben Montenegros.
Türkische Zweifel betreffs der Meldungen über Essad.
Befriedigung in London über den Ausgang der Krise.
Verstimmung in Belgrad gegen die Urheber der Boykottbewegung.
Hoffnung in Berlin auf friedliche Lösung aller schwebenden Fragen.
Befriedigung in Ungarn über die Entlassungen.
Befriedigung über die Begnadigung in Deutschland.
Wachsende Spannung zwischen Bulgarien und Serbien.
Wachsende Erregung in Serbien gegen Bulgarien.
Verschiedene Stimmungen bei der Regierung und der Bevölkerung in Bulgarien.

Da lobe ich mir die »Verleihungen und Ernennungen«.

* * *

Du mußt es sechsmal sagen

Bedingungslose Nachgiebigkeit des Königs Nikolaus und bevorstehende Räumung von Skutari.

Wien, 5. Mai.

Aus Cetinje wird soeben folgende amtliche Meldung vom Korrespondenzbureau veröffentlicht:

Es verlautet, daß König Nikolaus entschlossen sei, Skutari zu räumen.

Es heißt, daß eine bezügliche Mitteilung an die Großmächte bevorstehe.

Bevorstehende Mitteilung Montenegros über die Räumung Skutaris.

Cetinje, 5. Mai.

Es verlautet, daß König Nikolaus entschlossen sei, Skutari zu räumen.

Es heißt, daß eine bezügliche Mitteilung Montenegros an die Großmächte bevorstehe.

Dasselbe wird außerdem von informierter, von wohlinformierter, von besonderer und von hervorragender Seite gemeldet. Auch die unterrichteten Kreise behaupten es. Auch eine maßgebende Stelle ist der Ansicht. Außerdem wird es verlautbart. Ferner gehört, erfahren und bestätigt. Gezählt, gewogen und zu leicht befunden.

* * *

Meldung über einen längeren Aufenthalt des Grafen Berchtold auf seinem Gute Pressing

Ödenburg, 21. Mai.

Der gemeinsame Minister des Äußern Graf Berchtold trifft am Freitag für mehrere Wochen auf seiner Besitzung Pressing bei Ödenburg ein.

Die Ödenburger Postdirektion hat für den Minister eine Telephonstation eingerichtet.

Der Titel ist für die Meldung zu kurz. Er hätte lauten müssen: »Meldung über einen längeren Aufenthalt des Grafen Berchtold auf seinem Gute Pressing für mehrere Wochen am Freitag und Einrichtung einer Telephonstation für den Minister durch die Ödenburger Postdirektion«. Das wäre umso notwendiger gewesen, als Graf Berchtold in Wien bleibt.

* * *

Gefühl der Enttäuschung in Wien über den Versuch der Neuen Freien Presse zur Kritik des Aphoristikers Josef Unger nach dem Tode und nach einer Woche zur Würdigung des Autors von »Sprüche und Widersprüche«

oder

Was geht da vor?

2. Mai:

In seinem 83. Lebensjahre veröffentlichte er eine Reihe gedankenfreier Aphorismen in unserem Blatte, die mit zu seinen letzten

literarischen Arbeiten zählten; aber noch zu Beginn des vorigen Jahres erschien in der Grünhutschen Zeitschrift eine Abhandlung Ungers: »Kritische und legislative Erörterungen über Gewährleistung.«

9. Mai:

Wenn ich eine anerkannte Wahrheit oder ein gang und gäbe gewordenes Sprichwort umkehre, so kommt häufig ein Sinn heraus, der ebenso richtig, ja manchmal geistreicher ist als der ursprüngliche; zum Beispiel: »Wer andern keine Grube gräbt, fällt selbst hinein.« Ich glaube, daß viele der hübschesten Paradoxen von Wilde und Shaw durch diese einfache Methode hergestellt worden sind. Etwas anderes ist es freilich, wenn ich nicht mehr darauf achte, daß ein wirklicher Sinn durch solche Umkehrungen entsteht .... A. F. S.

Was die Neue Freie Presse über die Unger'schen Aphorismen jetzt sagt, habe ich längst gesagt. Was sie als guten Aphorismus zitiert, steht in »Sprüche und Widersprüche« auf S. 69. Unangenehm für beide Teile. Wer einen andern totschweigt, fällt selbst hinein. Denn keine Grube ohne Hund, wie man ein gang und gäbe gewordenes Sprichwort variierend sagen könnte. Mir bleibt immerhin der Trost, daß der Herr Seligmann, diese Schnarre des gesunden Menschenverstands, zu glauben scheint, die Wendung sei von ihm. Und da er das Wort »keine« in Sperrdruck bringt, damit selbst seine Leser den Gedanken verstehen, so ist sie auch von ihm, und ich will sie nicht mehr haben.

* * *

Fälschung der Neuen Freien Presse zur Ehrung Wagners und Hoffnung, daß man ihr nicht draufkommen wird

.... Erst am 5. Mai 1872 kam Wagner wieder nach Wien, um ein Konzert im Musikvereinssaale zu dirigieren . . dann am 20. Februar und Anfang November 1875. Damals wohnte Wagner zuerst im Grand Hotel, dann im Hotel Imperial. Nach mühevollen, vom Meister geleiteten Proben kam es zu den denkwürdigen Aufführungen des »Tannhäuser« in der Pariser Bearbeitung und des »Lohengrin«. Im März 1876 kam Wagner wieder nach Wien, um zugunsten des Chorpersonals der Hofoper »Lohengrin« zu dirigieren. Wieder wohnte er im Hotel Imperial. Am 3. März um 8 Uhr abends verließ er Wien, um in Berlin den »Tristan«-Proben beizuwohnen. Der dankbare Opernchor gab ihm das Geleite zum Bahnhof und stimmte im Wartesaale mit großer Feierlichkeit das »Wach auf!« aus den »Meistersingern« an. So verlief Wagners letzter Aufenthalt in Wien bis zum letzten Augenblick in erhebender Weise. »Als ich am letzten Abend«, schrieb Wagner an Jauner, »nach Ihrem üppigen Souper von Ihnen schied, wußte ich, daß ich nie wieder Wien betreten würde.« Und Richard Wagner ist nach dem Jahre 1876 auch nicht mehr in Wien gewesen.

WIENER STADTBIBLIOTHEK

Wagner hat also das Souper gelobt und nur im Gefühl der Unübertrefflichkeit und um sich überhaupt die Erinnerung an den erhebenden Verlauf des Wiener Aufenthaltes nicht zu verderben, sich ein Wiederkommen versagt. Schöner konnte es ja doch nicht mehr ausfallen und wiewohl ihn der Hanslick mächtig anzog, versagte sich Wagner einen folgenden Besuch in Wien, der ja doch leicht eine Enttäuschung hätte werden können. Auffallend ist dabei allerdings der Umstand, daß Wagners Sehnsucht nach Wien, die der Erfüllung widerstrebt, gerade die Worte gebraucht: »nie wieder Wien betreten«. Möglich aber, daß diese Briefstelle im Zusammenhang nur als der Ausdruck der Bescheidenheit wirkt, die einfach darum zurücktritt, weil sie sich des erhebenden Verlaufes des Wiener Aufenthalts und zumal eines so üppigen Soupers unwürdig fühlt. Allerdings kann die Stelle auch etwa als trübe Ahnung aufzufassen sein. Nie wieder ....! Wagner wollte natürlich nach Wien, wer will nicht nach Wien, alle wollen sie nach Wien, alle wie sie da sind wollen sie nach Wien, aber eine innere Stimme sagte ihm, daß ihm dieser Herzenswunsch nicht mehr in Erfüllung gehen werde. Es gibt solche innere Stimmen. Aber — wozu das Raten — wie die Stelle aufzufassen ist, weiß man ja doch nicht, ehe man den ganzen Brief gelesen hat.

5. September 1879.

.... Sie haben doch sonst Phantasie. Können oder wollen Sie sich die Ergebnisse eines erneuten Besuches von mir in Wien nicht ausmalen? Ich dächte, wir hätten doch genug davon das letzte Mal erfahren! Glauben Sie, daß die sechs Wochen im Winter 1875 als angenehme Erinnerungen in meinem Gedächtnisse leben? Selbst wenn ich mich gar nicht um Ihre Aufführungen bekümmern, keiner Probe beiwohnen und bloß auf gut Glück bei den Vorstellungen Figur machen wollte, würde ich, wenn ich nur über die Straße gehen oder etwa einem Betteljungen ein Wort sagen würde, im Kot herumgezogen werden, und — wie die Freunde nun einmal sind — Alles von diesen mir wiedererzählen lassen müssen. Nein, lieber Freund! Als ich am letzten Abend nach Ihrem üppigen Souper von Ihnen schied, wußte ich, daß ich nie wieder Wien betreten würde.

Es ist also, wie man sieht, immerhin vorsichtig, auch Wagner darüber zu hören, ob der Wiener Aufenthalt für ihn bis zum letzten Augenblick in erhebender Weise verlief. Der zweitägige Aufenthalt im März 1876 — er war gekommen, um sein Wort einzulösen und zum Besten des Chorpersonales den »Lohengrin« zu dirigieren — war vielleicht durch keine Wiener Preßgemeinheit getrübt. Aber der sechswöchentliche kurz zuvor

wirkte noch bis zum üppigen Souper, das den zweiten abschloß, ja bis ins Jahr 1879 so erhebend, daß Wagner ausschließlich das Wiener Erlebnis des Jahres 1875 zur Motivierung seines Verzichtes heranzog. Was sich damals ereignet hat, ist nicht unbekannt. Damals, nach dem »Tannhäuser«, hatten die Reporter Wagners Worte »... soweit die vorhandenen Kräfte reichen« gegen ihn ausgebeutet, und er ~~gab~~ hat hierauf den versammelten Mitgliedern der Hofoper jene Erklärung gegeben, die mit den Worten schloß: »... denn ich verachte die Presse«. Sie machte daraus: »... ich hasse die Presse«. (In der ‚Fackel' Nr. 6, Ende Mai 1899 nach Mitteilungen des Musikschriftstellers Gustav Schönaich dargestellt.) Wagner schrieb dann:

Diese Herren Zeitungsschreiber — die einzigen, welche in Deutschland ohne ein Examen bestanden zu haben angestellt werden! — leben von unserer Furcht vor ihnen; Unbeachtung, gleichbedeutend mit der Verachtung, ist ihnen dagegen sehr widerwärtig. So etwas wie Haß vertragen sie sehr gern, denn natürlich kann nur der die Presse hassen, welcher die Wahrheit fürchtet! Aber auch solche geschickte Fälschungen sollten uns nicht davon abhalten, ohne Haß bei unserer Verachtung zu bleiben: mir wenigstens bekommt dies sehr erträglich.

Der Biograph Carl Fr. Glasenapp berichtet über eben jenen Wiener Aufenthalt:

Dabei hörten die täglichen Gemeinheiten der Wiener Presse nicht auf. Ein neu aufgebrachter Zeitungsklatsch gefiel sich in der Aussprengung der gerüchtweisen Behauptung: er habe das Bayreuther Unternehmen aufgegeben, und stehe im Begriff, sein dort errichtetes Haus zu verkaufen!! Dies alles prägte sich in bitterster Empfindung so tief seinem Gedächtnisse ein, daß er noch vier Jahre später in einem an Jauner gerichteten Briefe gelegentlich einer erneuten Einladung desselben darauf zurückkommt. (Folgt Zitat mit der Anmerkung: »Das hier gemeinte Souper bei Jauner ist das vom 3. März 1876, nach der ‚Lohengrin'-Aufführung zu Gunsten des Wiener Opernchors«.)

Was sagt man nun zu einer Gilde, die alle Bitternisse, die sie damals verschuldet hat, posthum mit einem versöhnlichen Papperl abtun will? Die Wagners Stellung zu Wien sich in einem Satze ausdrücken läßt, der mit einem Schimmer vom goldenen Herzen ihr eigenes Verbrechen verhüllen soll? Was sagt man zu einer Gaunerjournalistik, die, weil ihr das eigene Vorleben nicht mehr paßt, ihr Opfer von damals heute zwingen will, sie als seine Wohltäterin anzuerkennen? Man kann bekanntlich den Satz: »Tate, schick mir ein Paar alte Hoisen« sowohl

als übermütige Forderung wie als ergebene Bitte auffassen. Wenn aber vorher dem Tate gesagt ward, daß er ein ordinärer Kerl sei, so dürfte von rechtswegen selbst in den Kreisen der Tates keine Mißdeutung möglich sein. Man kann die Worte, die Wagner damals sprach: »Ich verachte die Presse« vor der Öffentlichkeit [illegible] »Ich hasse die Presse« abschwächen. Aber unter den Verachteten dürfte von rechtswegen über die Erinnerung, die Wagner von Wien mitnahm, kein Zweifel obwalten. Was sagt man zu einer Berichterstattung des Weltgerichts, die die Anklage bis auf den Schlußsatz unterschlägt, um aus diesem eine Verteidigung zu drehen und Wagner durch seine eigenen Worte als Freund eines guten Wiener Tropfens erscheinen zu lassen, dem man es schon zutrauen kann, daß er damals auch Interviewer bevorzugt hat? Was sagt man zu einer Presse, die das alles in dem Bewußtsein wagt, daß sie zur Eröffnung Bayreuths eben jene Blattern ausbrechen ließ, die sie für den Lido in Abrede stellt? Wäre selbst die Neue Freie Presse nicht das korrupteste unter jenen Geschäften, wo um Geld die deutsche Sprache verraten wird, wäre es selbst nicht Tatsache, daß es keine Schlechtigkeit gibt, die der Herausgeber der Neuen Freien Presse nicht für bares Geld zu vertreten, und keinen Wert gibt, den er aus Idealismus nicht zu verleugnen bereit ist: so müßte dieser eine Fall genügen, um jeden Mann von Stand, der ihr künftig noch als Mitarbeiter seinen Namen borgt, als ehrlos und insbesondere jeden Kriminalisten, der ihr Gutachten liefert, zum Tropf zu stempeln. Wie, solche geschickte Fälschungen, fordert Wagner, sollten uns nicht von der Verachtung der Presse abhalten? Sie sollten sie uns lehren, sie sollten sie predigen und sie sollten alle, die die Presse noch nicht verachten, zu Mitschuldigen machen! Ein frecheres Fälscherstück als diese gemütliche Umdeutung ihrer eigenen Schuld, daß Wagner Wien nie wieder betreten hat, zu einem Verdienst, als dieses stumme Begräbnis, das die Neue Freie Presse ihrer eigenen musikalischen Vergangenheit bereitet, um davon nichts sehen zu lassen als einen üppigen Leichenschmaus — kann es in der Geschichte des Journalismus nie zuvor gegeben haben. Ich werde auf alle Personen von Stand, die der teuren Hinterbliebenen ihrer Schmach noch ferner Teilnahme gewähren, auf Minister, Generale, Professoren und griechische Bischöfe, die in Kenntnis dieses Tatbestandes noch ferner unverhüllt im Gefolge der Neuen Freien Presse erscheinen, ein unerbittliches Auge richten.

Nachts

Kultur ist die Pflege der Vernachlässigung einer Naturanlage.

•

Wenn man nur beizeiten den Kindern verboten hätte, sich zu schneuzen, die Erwachsenen würden schon rot werden dabei!

•

Sinnlichkeit weiß nichts von dem, was sie getan hat. Hysterie erinnert sich an alles, was sie nicht getan hat.

•

Bestimmung führt die Frau dem ersten zu. Zufall dem besten. Wahl dem ersten besten.

•

Erröten, Herzklopfen, ein schlechtes Gewissen — das kommt davon, wenn man nicht gesündigt hat.

•

Das Weib läßt sich keinen Beschützer gefallen, der nicht zugleich eine Gefahr ist.

•

Was ist meine Liebe? Daß ich die schlechten Züge am Weib zum guten Bild vereine. Was ist mein Haß? Daß ich am schlechten Bild des Manns die schlechten Züge sehe.

•

Man kann eine Frau nicht hoch genug überschätzen.

•

Erotik ist immer ein Wiedersehen. Sie zieht es sogar der ersten Begegnung vor.

•

In der Liebe ist jener der Hausherr, der dem andern den Vortritt läßt.

•

In diesem Vergleich müssen sie's verstehen: Wie legen die Bürger die Liebe an? Sie essen vom Kapital und haben es in der eisernen Kasse liegen.

•

Eifersüchtige sind Wucherer, die vom eigenen Pfund die höchsten Zinsen nehmen.

•

Sein Dichten bot einen zentaurenhaften Anblick: unten war die Lust eines Hengstes, die sich zum Geist eines Mannes fortsetzte.

•

Die Huren auf der Straße benehmen sich so schlecht, daß man daraus auf das Benehmen der Bürger im Hause schließen kann.

•

Wand vor der Lust: Vorwand der Lust.

•

Es gibt Weiber, die so stolz sind, daß sie sich nicht einmal durch Verachtung zu einem Manne hingezogen fühlen.

•

Mit den Rechnerinnen der Liebe kommt man schwer zum Resultat. Sie fürchten entweder, daß eins und eins null gibt, oder hoffen, daß es drei geben wird.

•

Ich hab' einmal eine gekannt, die hat zum Teufel »Sie Schlimmer« gesagt und nachher: »Was werden Sie von mir denken«. Da mußte der Teufel mit seiner Wissenschaft einpacken. Sein Trost war, daß sie immerhin beim Gebet auch nicht an Gott glaubte.

•

Eine Dame scheint wohl wie die Sonne, darf aber mit ihr schon darum nicht verwechselt werden, weil sich die Sonne mit so vielen an einem Tage abgibt, während die Dame von Gott geschaffen ist, um einem einzigen Bankdirektor warm zu machen, womit sie auch alle Hände voll zu tun hat, so daß sie sich gar nichts anderes verlangt, indem sie weiß, daß es ihr solange zugute kommt, bis sie kalt wird und bis auch der Bankdirektor das Bedürfnis fühlt, zur Sonne zu gehen, die sich mit so vielen an einem Tage abgibt, amen.

•

Daß eine einen Bürger ruiniert, ist eine schwache Entschädigung dafür, daß sie einen Dichter nicht anregt!

•

Perversität ist entweder ein Zustand oder eine Fähigkeit. Die Gesellschaft wird eher dazu gelangen, den Zustand zu schonen als die Fähigkeit zu achten. Auf dem Weg des Fortschritts wird sie so weit kommen, auch hier der Geburt den Vorzug zu geben vor dem Verdienst. Aber wenigstens wird sich die Norm dann nur mehr über das Genie entrüsten, das heute diese Ehre mit dem Monstrum teilen muß.

•

Genie ist die freie Verfügung über alle jene Eigenschaften, die jede für sich einen Krüppel beherrschen.

•

Das Unterbewußtsein scheint nach den neuesten Forschungen so eine Art Ghetto der Gedanken zu zu sein. Viele haben jetzt Heimweh.

•

Euer Bewußtes dürfte mit meinem Unbewußten nicht viel anfangen können. Aber auf mein Unbewußtes vertraue ich blind, es wird mit eurem Bewußten schon fertig.

•

Psychoanalyse: Ein Kaninchen, das von der Boa constrictor geschluckt wird, wollte nur untersuchen, wie's drin aussehe.

•

Psychoanalyse ist mehr eine Leidenschaft als eine Wissenschaft: weil ihr die ruhige Hand bei der Untersuchung fehlt, ja weil dieser Mangel die einzige Fähigkeit zur Psychoanalyse ausmacht. Der Psychoanalytiker liebt und haßt sein Objekt, neidet ihm Freiheit oder Kraft und führt diese auf seine eigenen Defekte zurück. Er analysiert nur, weil er selbst aus Teilen besteht, die keine Synthese ergeben. Er meint nur darum, der Künstler sublimiere ein Gebreste, weil er selbst es noch hat. Psychoanalyse ist ein Racheakt, durch den die Inferiorität sich Haltung, wenn nicht Überlegenheit verschafft und die Disharmonie aufs gleiche zu kommen sucht. Arzt sein ist mehr als Patient sein und darum sucht heute

jeder Flachkopf jedes Genie zu behandeln. Die Krankheit ist hier das, was dem Arzte fehlt. Wie er sich immer anstelle, er wird zur Erklärung des Genies nichts weiter vorbringen, als den Beweis, daß er es nicht hat. Da aber das Genie eine Erklärung nicht braucht und eine, die die Mittelmäßigkeit gegen das Genie verteidigt, von übel ist, so bleibt der Psychoanalyse nur eine einzige Rechtfertigung ihres Daseins: sie läßt sich mit genauer Not zur Entlarvung der Psychoanalyse anwenden.

•

Ein Psycholog weiß um die Entstehung des »Fliegenden Holländers« Bescheid: »aus einer Kinderphantasie Richard Wagners, die dem Größenwunsch des Knaben entsprang, es seinem Vater gleich zu tun, sich an Stelle des Vaters zu setzen, groß zu sein wie er. . . .« Da aber nach den Versicherungen der Psychologen dies der seelische Habitus aller Knaben ist — ganz abgesehen von der erotischen Eifersucht und den Inzestgedanken, die das Kind mit der Muttermilch einsaugt und die nur bei Soxhlet nicht die Oberhand behalten —, so müßte die Psychologie bloß noch die eine Frage beantworten: welche spezifischen Anlagen oder Eindrücke bei Wagner die Entstehung des »Fliegenden Holländers« vorbereitet haben. Denn Wagner ist von allen Geschlechtsgenossen der einzige, dem die Autorschaft des »Fliegenden Holländers« zugeschrieben werden kann, während die meisten andern dem Größenwunsch, es dem Vater gleich zu tun, eine Karriere als Börseaner, Advokaten, Tramwaykondukteure oder Musikkritiker verdanken, und nur die, die davon geträumt haben, Heroen zu werden, Psychologen geworden sind.

•

Krank sind die meisten. Aber nur wenige wissen, daß sie sich etwas darauf einbilden können. Das sind die Psychoanalytiker.

•

Psychoanalyse ist jene Geisteskrankheit, für deren Therapie sie sich hält.

•

Ein guter Psycholog ist imstande, dich ohneweiters in seine Lage zu versetzen.

•

Wie der Schelm ist, so denkt der Psycholog.

•

Sie greifen in unsern Traum, als ob es unsere Tasche wäre.

•

Psychologie ist die stärkere Religion, die selig im Zweifel macht. Indem die Schwäche nicht zur Demut, sondern zur Frechheit bekehrt wird, geht es ihr schon auf Erden gut. Die neue Lehre ist über jeden Glauben erhaben.

•

Was fängt man doch mit dieser Jugend an? Sie ist mißgestalt und reagiert nur psychisch. Nichts als Freudknaben.

•

Ich geriet einst, auf einer Partie in Norwegen, die als lohnend empfohlen wurde, in sumpfige Gegend, rettete mich auf einen Baumstrunk und verharrte so, bis ich wieder Kraft hatte, den sichern Weg zu suchen ... Ich weiß nicht, ob ich ihn gefunden habe... Dennoch, lange tauchte die grausige Erinnerung nicht auf. Bis man mir eines Tages zuredete, in eine Gesellschaft zu gehen, in der ich gut aufgehoben und von lauter »Verehrern« umgeben wäre... Ringsum nichts als Verehrer. Die Gegend gibt nach, wenn ich auftrete. Justament gibt sie nach. Ich stehe auf einem Baumstrunk. Da sagt man mir, diese Exklusivität sei schlecht angebracht, denn ich brauchte doch nur einen Schritt zu machen und wäre mitten drin unter den Verehrern... Seither spaziere ich im Karst, wo einem das nicht passieren kann.

•

Ich lasse mich durch keinen Vollbart mehr täuschen. Ich weiß schon, welches Geschlecht hier im Haus die Hosen hat.

•

Wenn ein Schwein mich beleidigt, so spielt das gar keine Rolle neben der Beleidigung, die

es mir schon vorher zugefügt hat. Es ist also für meine Bekannten kein Grund, mit einem Schwein nicht mehr zu verkehren.

•

Selbstrettung der Selbstmörder: Die Schlechtigkeit verwechselt meine Beweggründe, sie zu hassen, mit ihren Beweggründen, schlecht zu sein. Indem sie an mich nicht glaubt, erspart sie, an sich zu verzweifeln.

•

Alles verklagen ist Einheit. Alles vertragen ist Kleinheit. Zu allem ja sagen, ist Gemeinheit.

•

Schwarz auf weiß: so hat man jetzt die Lüge.

•

Der Bibliophile hat annähernd dieselbe Beziehung zur Literatur wie der Briefmarkensammler zur Geographie.

•

Ich kannte einen Mann, der sah aus wie das Gerücht. Das Gerücht ist grau und hat einen jugendlichen Gang, das Gerücht läuft und braucht dennoch zwanzig Jahre, um aus einem Zimmer ins andere zu kommen, wo es Dinge, die sich schon damals nicht ereignet haben, als Neuigkeiten erzählt. Das Gerücht verdichtet eine Hinrichtung, die abgesagt wurde, mit einer Frühgeburt, die nicht stattgefunden hat, pflanzt einen fremden Tonfall in das Mistbeet eigener Erfindung, hat mit eigenen Augen gehört, was niemand gesehen, und mit fremden Ohren gesehen, was niemand gehört hat. Das Gerücht hat eine profunde Stimme und eine hohe Miene. Es hat Phantasie ohne Persönlichkeit. Ist es ruhig, so sieht es aus, als ob das Problem der Entstehung der Septuaginta bereits gelöst wäre. Ist es bewegt, so muß man mit einer neuen Version über den bethlehemitischen Kindermord rechnen. Das Gerücht ist der ältere Stiefbruder der Wissenschaft und ein Schwippschwager der Information. Von den Veden bis zu den Kochbüchern ist ihm nichts Unsicheres fremd. Das Gerücht, welches nur tote Schriftsteller liebt, läßt auch den zeitgenössischen Autor gelten, wenn er antiquarisch zu haben ist, weil es dann einen Erstdruck mit einem Zweit-

druck verwechseln kann. Das Gerücht hat den Humor, der sich aus der Distanz von den Tatsachen ergibt. Es spielt dem, der an Gerüchte nicht glaubt, gern einen Possen. Es wollte dem Herausgeber einer österreichischen Zeitschrift, die die Wahrheit den Gerüchten vorzieht, durch Verbreitung eines gleichnamigen deutschen Revolverblattes, das mehr von Gerüchten lebt, lästig werden. Es hätte ihn sich zu Dank verpflichtet, weil er die Möglichkeit gehabt hätte, einen Titeldieb an Ort und Stelle zu fassen. Er baute auf das Gerücht: aber das Gerücht unterließ es. Es weiß allerlei, es sagt noch mehr, aber es ist nicht verläßlich.

•

Die Männer dieser Zeit lassen sich in zwei deutlich unterscheidbare Gruppen einteilen: die Kragenschoner und die Hosenträger.

•

Ich glaube nicht, daß der Wiener ein Kenner von Lyrik ist, wenn er behauptet, eine Mehlspeise sei ein Gedicht, das auf der Zunge zergeht.

•

Der Wiener Volkscharakter hat zwei Triebfedern des Stillstandes, die, scheinbar einander entgegenstrebend, schließlich doch eine Einheit ergeben: Der Schiebidennetean-Wille paart sich mit der Stehtenettafür-Skepsis und es entspringt die Lekmimoasch-Absage.

•

Die Sicherheit in Wien ist schon Garantie: Der Kutscher überfährt den Passanten nicht, weil er ihn persönlich kennt.

•

Es ist nicht gut, daß in einem schlechten Staat eine Industrie verstaatlicht wird. Denn erstens wird man dann schlechter bedient und zweitens begeht man dadurch, daß man dem Lieferanten die Ware an den Schädel wirft, eine Amtsehrenbeleidigung.

•

Die meisten Kritiker schreiben Kritiken, die von den Autoren sind, über die sie die Kritiken schreiben. Das wäre noch nicht das Schlimmste. Aber die meisten Autoren schreiben dann auch die Werke, die von den Kritikern sind, die über sie die Kritiken schreiben.

•

Die Literatur von heute sind Rezepte, die die Kranken schreiben.

•

Viele haben schon meine Eigenschaften. Dadurch kann man sie von mir unterscheiden.

•

Wider besseres Wissen die Wahrheit zu sagen, sollte für ehrlos gelten.

•

Witz und Glaube wurzeln beide im größten Kontrast. Denn einen größeren als den zwischen Gott und Gottes Ebenbild gibt es nicht.

•

Der Einsame: Nichts ist ein besserer Ersatz für die Liebe als die Vorstellung.
Das Echo: Nichts ist ein besserer Ersatz für die Liebe als die Vorstellung.

•

Woodie, ein kleiner Hund mit langen Haaren, den ich persönlich gekannt habe, er lachte, wenn die Menschen zu ihm sprachen, und weinte, weil er mit ihnen nicht sprechen konnte, und sein Blick war für sich und sie der Dank der Kreatur: ist von einem Automobil getötet worden. Wer hatte es so eilig. Soll das bißchen Raum zwischen Menschenleibern, das solch ein Passant in Anspruch nahm — er konnte sich eng machen wie eine Schlange — nun besser verwendet werden? Die Würdigen büßen dafür, daß die andern unwürdig fortleben. Warum doch, da auch dieses Beispiel die Schlechten nicht bessert? Jener ging seines Weges und starb daran. Als die Frau sich umwandte, lag er in der Sonne. Wo Leben keine Worte hatte, bleibt viel Stille zurück.

Notizen

Zum 150. »Todestag« Jean Pauls nennt ihn einer in der Arbeiter-Zeitung den »Dichter, dem kein einziger Vers gelang in seinem ganzen zweiundsechzigjährigen Leben«. Jenem gelingt ferner:

Aber das war es ja: Dieser liebevolle Mensch, der sich nach aufgeschriebenen Lebensregeln seine Fehler abgewöhnen wollte, dieser Idyllendichter mit der übersprudelnden Phantasie in der Seele und dem Pack Exzerpte in der Rocktasche, der »häusliche Narr«, der an seiner Karoline lernte, »was die lauterste, quellenreinste, ewige Liebe gegen die Menschheit ist«, konnte nicht verwunden, selbst das einzigemal nicht, da er's über sich gebracht hatte, es ein ganz klein wenig zu wollen. Jean Paul, der später in Bayreuth im trauten Familienkreis »in der Abendröte« seines »Lebens und Sterbens« seine letzten buntbunten Blätter schrieb, so daß »das Rot schien und fiel auf jedes Blatt«, war kein Polemiker, kein Streiter, kein Hasser, und wo er Partei nahm, da tat er es immer mehr aus Liebe zu den Gesinnungsgenossen als aus Haß gegen die Gegner.

Börne, der immerhin über Polemik Bescheid wußte, sagt in seiner Denkrede:

Die Trostbedürftigen zu trösten und als befruchtender Himmel dürstende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht gesendet. Er soll auch der Richter der Menschheit sein, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunst und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er strafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer seinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war keiner frech genug. Trat der Riese Hochmut ihm noch so keck entgegen, seine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch sich die Schlauheit in ihrer dunkelsten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte sich selbst überliefern. Sein Geschoß war gut, sein Auge besser, seine Hand war sicher. Er übte sie gern, seinen Witz hinter Höfe und hinter Deutschland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüstete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Äcker vor Verwüstungen schützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch lassen wir uns zu keinen Jagdgeschichtchen verlocken, in dieser sehr guten Hegezeit, wo schon strafbar gefunden und bestraft wird, nur die Büchse von der Wand herab zu holen.

Wien, im Großen Beethovensaal, am 20. Mai:

I. Wien (Urteile von Beethoven, Raimund, Lortzing, A. Feuerbach, Wagner, Bülow etc.) / Das Schiff der Kultur; Die Fahrt verlief ohne Zwischenfall; (Unter der Devise »Da nun auch Bahr bald fünfzig wird«:) Der liebe Gott; Spiel der Wellen; Dr. Ethel Smyth (Manuskript) / Militanten (Manuskript); Das kommt von den Vorurteilen, ich bin auch so; Geheime Verhandlungen mit Zulassung der Presse (Manuskript); Öffentliche Verhandlungen mit Ausschluß der Presse (Manuskript) /

Der Traum ein Wiener Leben. II. Jean Paul und die Nachwelt; Der Fackelkraus; Zwei Aphorismen (Die Dummköpfe, Die Bärte); Pfleget den Fremdenverkehr; Das Vaterland ruft; Andauernde Entspannung (Manuskript); Der Herausgeber (Manuskript) / Die Kinder der Zeit. III. Aus den »Müttern« / Die Schuldigkeit / Mitteilungen aus unterrichteten Kreisen.

*

Der Herausgeber der Fackel hat bisher die folgenden Vorlesungen gehalten:

1910: Berlin 13. Januar (Verein für Kunst) / Berlin 17. Januar (Freie Studentenschaft der Universität Berlin); Berlin 20. Januar (Verein für Kunst) / Wien 3. Mai (Akademischer Verband) / Wien 3. Juni (Ak. Verb.)

1910/11: München 30. November / Frankfurt 2. Dezember (Gesellschaft für ästhetische Kultur) / Aachen 5. Dezember (Literarische Gesellschaft) / Prag 12. Dezember (Lesehalle) / Brünn 14. Dezember (Neue akademische Vereinigung) / Wien 1. Februar (Ak. Verb.) / Wien 7. März (Ak. Verb.) / Prag 15. März / Wien 15. Mai (Ak. Verb.)

1911/12: Wien 6. November (Ak. Verb.) / Brünn 23. November (Neue akademische Vereinigung) / Teplitz-Schönau 9. Dezember (Leseklub) / Preßburg 14. Dezember / Innsbruck 4. Januar (‚Der Brenner') / Wien 5. Februar (Ak. Verb.) / Graz 18. Februar / Triest 2. März / Graz 4. März / Wien 6. März (Ak. Verb.) / Prag 22. März / Wien 2. Mai, Nestroy-Feier (Ak. Verb.) / Bielitz 18. Mai (Verein »Deutsche Volksschule«) / Wien 23. Mai / Wien 4. Juni, Strindberg-Feier (bei freiem Eintritt, Ak. Verb.)

1912/13: Wien 15. Oktober / Wien 11. November / Dzieditz 17. November (Verein »Deutsche Volksschule«) / Czernowitz 29. November / Berlin 10. Dezember / Wien 18. Dezember / Prag 6. Januar / Graz 12. Januar / Innsbruck 16. Januar (‚Der Brenner') / Wien 7. Februar / Pilsen 13. Februar / Karlsbad 15. Februar / Troppau 20. Februar / Brünn 21. Februar (Neue akademische Vereinigung) / Prag 4. März / Wien 10. März / München 29. März (‚Der Brenner') / Wien 16. April / Wien 20. Mai.

*

‚Reichspost' (Wien, 27. Mai):

(Letzte Krausvorlesung.) Am 20. Mai hielt Karl Kraus im Beethovensaale seine letzte Vorlesung. Der ausverkaufte Saal, die flammende Begeisterung der Zuhörer, ihr unermüdlicher Beifallsjubel — all dies sind so regelmäßige Begleiterscheinungen jeder Krausvorlesung, daß es überflüssig erscheint, darüber immer wieder zu berichten. Auch über Karl Kraus selbst, über die grandiose Art seines Vortrages und über den hohen sittlichen Wert des Vorgetragenen nach jeder einzelnen Vorlesung zu berichten, fällt einigermaßen schwer. Steht doch die Kritik, die ehrlich ist, diesem Phänomen immer mit dem schmerzlichen Gefühle einer gewissen Schwäche gegenüber, einer gewissen Unfähigkeit, im Antlitz dieser einzigartigen Erscheinung neue, wesentliche Züge aufzu-

spüren. An der herrlichen Glut dieses brennenden Dornbusches droht jedes Streben nach gedanklichem, kühlem Erfassen zu erstarren. Im übrigen sei in diesem Zusammenhange auf drei »Studien über Karl Kraus« hingewiesen, die im Brennerverlag, Innsbruck, erschienen sind. Die Broschüre enthält die Aufsätze: Karl Dallago »Karl Kraus, der Mensch«, Ludwig von Ficker »Notiz über eine Vorlesung von Karl Kraus« und Karl Borromäus Heinrich »Karl Kraus als Erzieher«. Unter den vor Ehrfurcht und Liebe bebenden Händen dieser drei Autoren fand sich ein Bild, das der Wesenheit des großen Satirikers zum ersten Male nahekommt. Das Letzte über ihn zu sagen, wird freilich einer viel späteren Zeit vorbehalten bleiben. H. B.

Wer ist es?

Die Redaktion der durch einen unbekannten Mörder und einen pseudonymen Trottel bekannt gewordenen illustrierten Wochenschrift ‚Zeit im Bild' sendet mir ein Heft zu, in welchem das folgende steht:

Herr Karl Kraus,

Herausgeber der in zwangloser Folge und jedesmal als Doppelnummer erscheinenden, von Karl Kraus allein bedienten Zeitschrift ‚Die Fackel', Verlag: ‚Die Fackel', Wien III/2, Hintere Zollamtsstraße 3, Telephon Nr. 187, Preis der Doppelnummer 60 Heller = 50 Pfennig (w i r wenigstens schweigen Sie doch nicht tot, Herr Kraus!) hat in seiner Mai-Doppelnummer (XV. Jahrgang Nr. 374/75) das alte Wort zuschanden gemacht, daß seinen Verstand nur verlieren kann, wer einen zu verlieren hat. Mit anderen Worten: Karlchen Kraus ist komplett nervös geworden infolge der wenigen harmlosen Zeilen, die ich in Nr. 15 von ‚Zeit im Bild' dieser Doppelnummer von Philosophen gewidmet habe, und die Blix mit einer Zeichnung begleitete. Um das aufgeregte Männchen zu trösten und zu beruhigen, bitte ich das verehrliche Publikum zugleich im Auftrag der Redaktion von ‚Zeit im Bild', das oben erwähnte Heft der ‚Fackle' möglichst zahlreich zu kaufen.

Bold
(nach dem Kraus-Lexikon: Analphabet, Lump, anonymer Schmierer, schlechter Satiriker und einiges andere).

»Schlechter Satiriker« hat sich natürlich auf den Bold nicht bezogen. Das ist ein bedauerliches Mißverständnis.

Aus Paris erhalte ich die folgende Korrespondenzkarte:

3 Rue Bonaparte, Paris 23. Mai 1913.

Herrn Kraus!

Es hat mich sehr gefreut, daß meine Zeichnung Sie gerade ins Herzen getroffen hat. Blix —

Ins Herzen schon, aber nicht ins Gesicht. Immerhin könnte der ‚Simplicissimus', der einmal gedruckt hat, daß er an mir als Satiriker nicht vorübergehen konnte, jetzt darauf sehen, daß diejenigen unter seinen Leuten, die kein Talent haben, sich wenigstens anständig benehmen.

Glossen

Geheime Verhandlungen mit Zulassung der Presse

Aus der geheimen Verhandlung.

Unter Ausschluß der Öffentlichkeit wurde Zeuge Oberleutnant (voller Name) über seine und der Angeklagten Krankheitsgeschichte vernommen. Er teilte mit, daß er im Jahre 1906 erkrankte und in der Behandlung des Stabsarztes Frühauf, sowie eines Regimentsarztes stand. Im Herbst 1908 erklärten ihn die Ärzte als völlig geheilt, später sind nie mehr die leisesten Symptome dieser Krankheit hervorgetreten, eine Kur in Bad Hall habe er nur vorsichtshalber gebraucht. Anfangs 1909 lernte er dann die Angeklagte kennen, die drei Monate darauf erkrankt ist und sich in Bielitz von einem Arzt, dessen Name dem Zeugen nicht bekannt ist, behandeln ließ. In Wien habe sie die Kur fortgesetzt.

Gibt es irgendwo auf dem Planeten noch so eine Bagage? Wenn in Berlin eine Verhandlung geheim durchgeführt wird — wie es gleichzeitig geschah — so kann auch nicht ein Ton in die Presse dringen. Der Saal ist im Nu gereinigt, und wenn sich's gar um die geheime Krankheit handelt, kann man sicher sein, daß nicht geschmiert wird. Ein Berliner Vorsitzender, dem man zumuten wollte, das »Publikum« auszuschließen und die Preßkerle drinzulassen, würde den Antragsteller fragen, ob er ihn für einen Idioten halte. In Berlin denkt man immerhin so weit, daß man rechnet: 100 Zuhörer erzählen es nur einem Publikum von 500, das der Saal nicht gefaßt hätte; aber einer, der's schreibt, bringt es einer Million bei. In Wien glaubt man, die »Öffentlichkeit« einer Verhandlung sei kongruent mit der Zahl, die das Zimmer faßt: wenn also drei als »Vertrauensmänner« drin bleiben, so sei das bei weitem nicht die Öffentlichkeit. Und den dreien sieht man es an der Nase an, daß sie Berichterstatter sind: eben deshalb werden sie zugelassen. Denn keine Minute könnten Funktionäre, die in die Zeitung kommen wollen, unter deren Ausschluß verhandeln. Den Bock zum Gärtner machen ist kein sprichwörtliches Absurdum mehr; es ist eine Möglichkeit geworden neben jenem Unternehmen, das längst die Beachtung des Büchmann verdient: den Schmock zum Gärtner machen. Und hier, wo es sich um Sexuelles handelt, den Bock zum Vertrauensmann. Diese schändliche Praxis fällt in Wien keinem Kulturzeugen mehr auf. Hier kann eine Überschrift »Aus der geheimen Verhandlung« lauten. Geheime Verhandlungen mit Zulassung der Öffentlichkeit. Geheime Krankheiten

mit Zulassung der Presse. Kein Geheimnis ohne Presse. Keine Kur in Bad Hall ohne Gerichtssaalkorrespondenz. Der Arzt muß das Berufsgeheimnis wahren. Der Jurist nicht. Er kennt den Namen des Patienten, er bedauert, daß dieser den Namen des Arztes nicht preisgibt. Mögen Existenzen, die vielleicht eine Gerichtsverhandlung überdauern könnten, an der Gerichtssaalberichterstattung zugrundegehen! Die Strafe genügt nicht. Man stellt fest, daß sie vorbestraft sind, man sorgt dafür, daß sie auch nachbestraft werden. Die Diskretion der geheimen Krankheit gegenüber beschränkt sich darauf, daß man sie nicht Syphilis nennt! So viel Hundspeitschen können gar nicht fabriziert werden, als man brauchte, um in Wien Anstand und Menschlichkeit zu erpressen!

* * *

Öffentliche Verhandlungen mit Ausschluß der Presse

Zur Hundspeitsche zu schlecht ist eine Presse, die trotz der Bindung durch Vornotizen den Bericht über den Abschluß des Trebitsch-Prozesses unterschlagen hat. Sie tat es, wiewohl der Ausgang für den Beklagten aus formal-juristischen Gründen günstig war. Die liberale Presse hat den Prozeßbericht zur Gänze unterdrückt, die antisemitische und sozialdemokratische hat, was schlimmer ist, hinter dem Schein der objektiven Notiznahme die Hauptsache unterschlagen. Sie können sich auf die Gerichtssaalkorrespondenz ausreden, die schon gewußt hat, was sie den Redaktionen zumuten dürfe, und der sie diesmal nicht ins Handwerk gepfuscht haben. Nur einem Blatt, der ‚Reichspost', ist die folgende Tatsache zu entnehmen:

Im Verlaufe einer Gerichtsverhandlung hat heute der ehemalige Hofschauspieler und gegenwärtig am Konservatorium als Lehrer wirkende Professor Gregori zugegeben, daß er als Kurator der Bauernfeldstiftung durch Abgabe seiner Stimme für die Zuerkennung des Preises an den Schriftsteller Siegfried Trebitsch für die Novelle ›Das Feldherrn Traum‹ eingetreten ist, wiewohl er diese nicht einmal gelesen hatte. Herr Gregori wußte zu seiner ›Entschuldigung‹ noch anzuführen, daß auch andere Mitglieder des Kuratoriums der Preiszuerkennung zustimmten, ohne die Novelle gelesen zu haben.

Er verklausulierte diese ungeheuerliche Tatsache mit der Erklärung, man habe diesem Buch des Trebitsch in Hinblick auf dessen sonstige literarische Verdienste den Preis zuerkannt.

Wir wollen nicht annehmen, daß neben diesen literarischen Verdiensten auch die sicher nicht kleinen Verdienste des reichen Seiden-

fabrikanten Trebitsch als Kriterium für die Preiszuerkennung gegolten haben. . . . Es ist nur eine selbstverständliche Forderung, daß Gregori und die anderen Mitschuldigen ihr Amt im Preisrichterkollegium des Bauernfeldpreises niederlegen.

Aus dem Prozeßbericht:

. . . . Herr Gregori habe ein Buch seines Bruders, das er nicht einmal selbst gelesen habe, für den Bauernfeldpreis vorgeschlagen.

Gregori erwiderte darauf, er habe sämtliche Werke des Siegfried Trebitsch gelesen, nur das Buch »Der Traum des Feldherrn« nicht. — Kläger: Gerade dieses Buch erhielt den Bauernfeldpreis und Herr Gregori hat für die Preiszuerkennung gestimmt.

Zeuge: Ich bin überzeugt, daß zwei oder drei andere Herren im Kuratorium gerade dieses Buch auch nicht gelesen haben, Herrn Trebitsch wurde mit Rücksicht auf seine literarischen Verdienste der Preis verliehen.

Kläger: Herr Gregori hat also zugegeben, daß er für die Preiszuerkennung eintrat, ohne das Preiswerk zu kennen.

Tausend Tatsachen aus dem Privatleben von Klägern und Beklagten werden im Lauf eines Jahres von der verächtlichsten Presse des Erdballs in die Stinkluft des Personalinteresses eingetragen. Privatleute werden öffentliche Figuren durch das Unglück, daß ein Strolch, der über Druckerschwärze verfügt, sich im Gerichtszimmer aufhält. Öffentliche Figuren, auf deren Affären das Interesse Anspruch hat, werden zu Privatleuten. Ein Druck auf den Kapitalshebel genügt und die Chefredakteure winken mit wackelndem Kopf — »was ham wr das nethig« — ihrem Gerichtssaalreporter ab. Zehn Spalten für einen Ehebruch: der Literaturskandal der Verteilung des Bauernfeldpreises dringt durch keine Ritze. Aber sie wird ihm geöffnet werden. Es wird dafür gesorgt werden, daß diese Sache zum Klappen kommt. Der Professor Minor ist tot. Die Überlebenden des Bauernfeld-Kuratoriums sind der Sektionschef Stadler aus dem Unterrichtsministerium, der Advokat Weissel, jener Kalbeck, nach dessen Ansicht ein lebendiger Trebitsch besser ist als ein toter Wolf, und deren Anzeiger und Selbstanzeiger Gregori, der endlich — nach Burgtheater und Mannheim — seinen Posten ausfüllt. Er hat sich erleichtert. Er wollte nicht sterben, ehe diese Schuld von seinem Gewissen gewälzt war. Er hat den schmählichen Verdacht, daß er in Kenntnis einer Dichtung des Trebitsch ihr den Preis zuerkannt habe, von sich getan. Nun ist die Reihe an den zwei oder drei andern. Die Herren werden hiermit aufgefordert, ihre Meinung über die sonstigen literarischen Verdienste des Herrn Trebitsch ausführlich zu motivieren

und anzugeben, wer sie ihnen beigebracht hat; ferner wer ihnen das Recht gegeben hat, eine Meinung über literarische Dinge zu haben; wer sie ermächtigt hat, Literaturpreise zu verteilen; und überhaupt wozu sie auf der Welt sind. Sollte die Antwort nicht befriedigend ausfallen, so werden die Herren die Freundlichkeit haben, nach Rückerstattung des Trebitschpreises nebst Verzugszinsen an Bauernfeld, ihr Amt, ihre Meinung und sich selbst niederzulegen, damit mein Fuß über sie hinwegschreite.

* * *

Das journalistische Beichtgeheimnis.

». . . . Der Justizminister erwiderte, er müsse zugeben, daß das Preßgesetz tatsächlich in dieser Richtung eine Lücke enthalte, weil es für die Journalisten nicht so wie für die Geistlichen eine Entbindung von der Verpflichtung der Zeugenaussage anerkennt. Er habe aber von der Generalprokuratur bereits ein Gutachten abverlangt, welches er in den nächsten Tagen erhalten und dann sofort bekanntgeben werde.

Im Laufe des Gespräches bemerkte der Justizminister, daß er persönlich in dieser Frage der liberaleren Auffassung zuneige.«

Offenbar.

* * *

Nun also,

der Erzherzog Josef schreibt fürs Neue Wiener Journal, die Königin von Italien fürs Berliner Tageblatt.

* * *

Das ist nicht dasselbe

. . . . Zum Obmann der Preßsektion Präsidenten und Chefredakteur des ‚Neuen Wiener Tagblatt' Wilhelm Singer äußerte der Erzherzog, er habe mit der Ausstellung wohl viel zu tun gehabt. Präsident Singer entgegnete, er habe sich mit allen Kollegen sehr gern dieser Arbeit unterzogen, da es sich um eine so große und schöne Sache handle. Der Erzherzog fragte den Präsidenten darauf, ob er schon in Dalmatien gewesen sei. Präsident Singer antwortete: »Jawohl, kaiserliche Hoheit, allein und mit dem Internationalen Preßkongreß.« Der Erzherzog fügte hinzu, er glaube, Präsident Singer in Triest gesehen zu haben, worauf dieser antwortete, daß dies nicht er, sondern sein Bruder gewesen sei. Der Erzherzog schloß mit den Worten, es sei sehr recht, daß für Dalmatien etwas geschehe.

Verwandt, aber nicht identisch. Beide tun für Dalmatien. Aber der Unterschied ist, daß der eine schon Aristokrat und der andere noch Demokrat ist.

* * *

Bitte, da gibts keine Verwechslung, das ist der Hirsch von der Jagdausstellung

.... Den Presseleiter der Ausstellung Redakteur Julius Hirsch fragte der Erzherzog; »Sie vertreten speziell die Presse in der Ausstellungsleitung, es war viel zu tun?« Herr Hirsch erwiderte: »Zu Befehl, kaiserliche Hoheit, ich wurde aber von der gesamten Presse des In- und Auslandes unterstützt, da es galt, nicht nur ein Werk der Schönheit, sondern auch ein patriotisches Werk zu fördern.« Der Erzherzog: »Ich habe auch in auswärtigen Blättern recht viel über die Adriaausstellung gelesen.« Presseleiter Hirsch: »Es sind auch heute die Vertreter der ausländischen Zeitungen ebenso wie die der inländischen Presse vollzählig hier erschienen.«

Die Unterstützung, da es galt, besteht darin, daß alle Geld bekamen.

* * *

Der Herausgeber

Es ist bekannt, daß jener Teil der Bevölkerung, aus dem die Journalisten hervorgehen, einen unwiderstehlichen Hang hat, »hinaus« und »heraus« zu verwechseln. Sie fühlen sich immer als Draußenstehende und sagen deshalb »herauskommen«, wenn sie »hinauskommen« sagen wollen. Wenn sie hinausgeworfen werden, so sehen sie sich schon vor der Tür und sagen, man habe sie herausgeworfen. Vor den Wahlen rufen sie mit Vorliebe: »Heraus aus dem Sumpf!«, als wären sie schon draußen. Vor der Entspannung wünschen sie nichts weiter als: »Heraus aus der Ungewißheit!« Ich wartete auf den Augenblick, wo sie den Abschied vom Bösendorfer-Saal beklagen und Raimunds herrliches »So leb denn wohl« zitieren würden. Der Vater Korngold hat mich nicht enttäuscht:

»Wir ziehn betrübt aus dir heraus«, das naive Liedchen des Volksdichters, das schlicht eine Empfindung ausdrückt, für die wir die großen Worte scheuen, tritt uns auf die Lippen.

Auf die Lippen heraus? Oder auf die Lippen herauf? Auf was herauf? Der Bösendorfer-Saal fällt der Häuserspekulation zum Opfer. Sie ziehn betrübt heraus, was herauszuziehen ist.

* * *

Gut gesehen

»Die Filialleiter haben alle Hände voll zu tun, um die Klienten zum Ankauf von Nonvaleurs zu überreden.«

* * *

Bitte, da gibts keit
vor

.... Den Presselei
der Erzherzog: »Sie ver
leitung, es war viel zu te
liche Hoheit, ich wurde
Auslandes unterstützt, d
sondern auch ein patriot
habe auch in auswärtigen
gelesen.« Presseleiter
ausländischen Zeitungen
zählig hier erschienen.«

Die Unterstützu
Geld bekamen.

Es ist bekannt,
die Journalisten hervor
»hinaus« und »heraus«
Draußenstehende und
»hinauskommen« sage
werden, so sehen sie
habe sie herausgeworfen
»Heraus aus dem Sumpf
Entspannung wünschen
Ungewißheit!« Ich warb
vom Bösendorfer-Saal b
denn wohl« zitieren wü
enttäuscht:

»Wir ziehn betrüb
Volksdichters, das schlich
großen Worte scheuen, t

Auf die Lippen l
was herauf? Der Bösend
Opfer. Sie ziehn betrüb

»Die Filialleiter ha
zum Ankauf von Nonvale

Die Ausmusterung

. . . . Wir Wiener Hausfrauen leben gerade jetzt vor der Übersiedlung aufs Land in dem Zeichen der Ausmusterung der Garderobekästen für Mann, Frau und Kinder . . . .

Das ist nicht wahr, sondern wir Wiener Hausfrauen mustern einfach jetzt vor der Übersiedlung die Garderobekästen aus. Leider stehen aber auch wir Wiener Hausherren noch immer nicht im Zeichen der Ausmusterung der Phrasenkisten für Mann, Frau und Kinder. Wir sollten uns aber entschließen, sie bedingungslos für jene Herren zu räumen, die in der Journalistik die anerkannt besten Zahler sind.

* * *

Der Neuschmock

f-d. Deutsches Volkstheater. Zum erstenmal »Gute Mütter«, Komödie in drei Akten von Rudolf Holzer. — Schade, daß dieses liebe und feine Stück so wenig gekonnt ist. Es hat um seine Bilder und Worte oft einen leisen Duft, der wie aus einem verschwiegenen tiefen Blühen kommt. Denn dieses Stück quillt aus einer bewegten Seele, und ein stiller und warmer Mensch hat mit ihm einem starken Erlebnis Worte gegeben. Das ist der entscheidende Eindruck der Komödie: sie ist der schmerzliche Ruf aus einem aufgerührten Leben . . . . Das Publikum war von der inneren Noblesse des Stückes sichtlich sehr berührt und rief den erfolgreichen Dichter oft und warm vor die Rampe.

f. s. hingegen meint, daß »in vielen Worten ein Schnalzen von Humor und Witz ist«, der Hauptdarsteller entwickelt »einen liebenswerten Aufwand an Pracht des Gemütes, an Ironie und an leiser Angeschärftheit von stolz verheimlichtem Kummer«, ein Episodist ist gut, weil er »an sich selbst arbeitet«, der Autor soll auch »arbeiten«: »vergrämen darf er nicht«. (Wen darf er nicht vergrämen?) Mit einem Wort, den neuen Reportern ist nicht über die Gasse zu trauen. Die alten Phrasen waren ihnen zu eng, die neuen fallen ihnen vom Leib. Immer wird das sichtbar, was nicht dahintersteckt.

* * *

Desperanto

(Aus den zu Pfingsten in der Neuen Freien Presse den Österreichern erteilten Ratschlägen)

tatscheu	Aus dem Chinesischen, wahrscheinlich so viel wie: feige

Sich in die Gedankenfabrik einsperren und dem Nachbar Sorgenspinner zustöhnen	Grübeln und verzweifeln
Im Froschpfuhl der Späßeverschleißer nicht wonnig wie in eines Golfstromes sanftester Dünung plätschern	Keinen Spaß verstehen, aber auch diesen Satz nicht
Kittritzen	Kein albanesischer Volksstamm, sondern die Ritzen eines Schaufensters
Das Nußschälchen aber, das den Kern seines Glaubens umschließt, hatte auch zuvor niemals in mir ein Zweifel benagt	Lob des jungen Chlumecky
Zwei Stimmung- und Meinungströme konnten in den Entschfuß münden, Albaniens Zukunft an den umblitzten Flaggenschaft austroitalischen Einvernehmens zu hängen	Balkanwirren
Sogar den schwerer übers Herz zu bringenden Mut zu dem Eingeständnis dessen, was unter dunklerem Himmel von drängender Taktikerpflicht erzwungen ward	Noch immer keine Entspannung
Was einander im Gewand des Wesens fremd ist und dennoch (der in kühle Klarheit ausmünzbarer Vernunft Strebende mit dem von jedem Abgrund, jedem Nebengeflüster in seine von Selbstqual gewürzte Seligkeit Verlockten) miteinander auf demselben Teilchen der Erdrinde hausen muß, wäge, ohne im Willen schwach oder schwindlig zu werden, nicht noch ferner nach Worten, deren Wucht im Ohre Dieses anders ist, als sie auf Jenes Lippe war, sondern nur nach der Leistung für das vererbbare Gut der Gemeinschaft	

Zu erwähnen ist, daß für den Schöpfer dieser Sätze in deutschen Vortragssälen demonstriert wird.

* * *

Geistige Bestrebungen

. . . . Die Wiener Urania, welche vor etwa zehn Jahren kaum ein Drittel der Besucherzahl des Berliner Instituts hatte, hat also jetzt die doppelte Besucherzahl aufzuweisen. Die Wiener Urania hat damit eine schlagende Widerlegung des alten Vorurteiles geliefert, daß Wien für geistige Bestrebungen kein günstiger Boden sei. . . .

Wieso?

* * *

Die Lage der Deutschen in Österreich

Die ‚Ostdeutsche Rundschau', die es noch gibt, enthielt kürzlich die folgende Briefkastennotiz:

Wegen eines meisterhaften Rezeptes zur aromatischen Waldmeisterbowle wenden Sie sich nur vertrauensvoll an unseren Reichsratsabgeordneten Dr. G. Bodirsky, Mariahilferstraße 178; unsere Stimme muß da bescheiden schweigen! Heil!

* * *

Ganz recht haben sie, daß sie ein bißl ausspannen

Sehr dankenswert ist die Neuerung, die Schriftsteller zu fragen, wohin sie im Sommer gehen. Das ist mindestens so interessant, wie zu wissen, wo die Herren Reimers und Zeska sein werden.

Alexander Engel: Nach neunjähriger Anhänglichkeit für Strobl am Wolfgangsee wähle ich diesmal eine ganz andere Gegend: Marienlyst.

Dr. Egon Friedell: Ich mache zuerst eine kleine Vortragstournee und gehe sodann nach Talkirchen bei München zur Erholung.

Dr. Hans Müller: Einstweilen stecke ich noch so sehr in allerlei Arbeit, daß ich kein festes Programm für den Sommer mache. Ich möchte eine kleine Seereise ins Mittelmeer unternehmen, vielleicht auch nach Norden. Was dann — das wird sich später finden.

Siegfried Trebitsch: Vom 10. Juli bis zum 1. August werde ich zur Kur in Vulpera Tarasp sein, mehr weiß ich heute noch selber nicht, denn was sind Pläne, was sind Entwürfe, es kommt doch immer alles anders.

Fritz Telmann: Starnbergersee.

Karl Ettlinger (Karlchen): Meinen Urlaub verbringe ich dieses Jahr wieder in Wörishofen bei den »Wasseraposteln«, spaziere barfuß im Gras, strampele Wasser, lasse mich in der Hängematte von der Sonne bescheinen und schlage jeden tot, der das Wort »Literatur« ausspricht.

Felix Salten: Ich verbringe den heurigen Sommer in Unterach am Attersee.

Dr. Franz Servaes: Wo ich meinen Sommerurlaub verbringe? Das werde ich nicht verraten, denn ich lege den höchsten Wert darauf, »unauffindbar« zu sein.

Bei mir ist es natürlich wieder interessant, wohin ich nicht gehe. Ich gehe also nicht nach: Marienlyst, Talkirchen, ins Mittelmeer, nach Vulpera Tarasp, an den Starnberger See, nach Wörishofen und bestimmt nicht nach Unterach. Von der Sonne, die den Humoristen Ettlinger (Karlchen) bescheint, lasse ich mich keineswegs bescheinen. Und ob ich überhaupt irgendwohin gehe, hängt noch davon ab, daß ich erfahre, wohin der Servaes geht.

* * *

Karpath

hat bekanntlich Aphorismen geschrieben, die jetzt zu einem stattlichen Bändchen vereinigt sind, das denn auch allüberall lebhaften Anklang findet. Wenn sie auch nicht an Labruyère hinanreichen, so muß man doch zugeben, daß ein tüchtiges Stück Lebensweisheit in diesen kleinen glitzernden Dingern steckt. Mit seiner originellen Sonde leuchtet er in die verschiedensten Verhältnisse hinein und er hat den Mut, seinen Nebenmenschen ihre Wahrheiten unter seine Nase zu reiben. Es ist kein Wunder, wenn die Literaturkritik aller größeren Tagesblätter sich in zustimmender Weise zu dieser retrospektiven Fruchtschale eines nachdenklichen Kopfes ergeht, der, was immer er auch in die Hand nimmt, mit kundiger Faust ins Schwarze trifft. Manche soi-disant-Wahrheiten, die er bietet, sind zwar nur cum grano salis zu nehmen, aber immer weiß Karpath den »Unarten und Rücksichtslosigkeiten« — so nennt er das Bändchen — eine Seite abzugewinnen. Er kann nicht nur zerstören, sondern auch aufbauen und durch einen Satz führt er oft mitten in medias res, wenn er zum Beispiel seine Betrachtungen über das Wegwerfen von Orangenschalen schlagend beginnt: »Wie oft werden Orangenschalen oder einzelne Beeren weggeworfen«. Hier, wo er schlankweg durch die Kraft der Erkenntnis wirkt, fühlt man sich versucht auszurufen: Se non è vero, è ben trovato. Freilich, die Wahrheit liegt wie überall auch hier in der Mitte. Ein eigenes Kapitel, das aus zwei markanten Aphorismen besteht, führt den schlichten Titel »Unappetitlich«. Karpath ergeht sich darin in Betrachtungen auf empirischem Wege, von dessen Dornenhecken er sich niemals aufhalten ließ. Ungeachtet der polaren Gegensätze, die sich in der Begabung Karpaths kundgeben, überschreitet diese, vermöge eines ungemein fein organisierten Geschmackes, niemals die Grenzen des Erlaubten. Im Kampfe

gegen die kontemplative Umwelt ist die subjektive, wenn auch eminente Negation das schmerzstillende Refugium, wohin sich Karpath geflüchtet hat, um Lethe zu trinken und über die Binsenwahrheit nachzudenken, daß Schäume nur Träume sind und daß ein flüchtiger Rausch des Erwachens jeder Ernüchterung auf dem Fuße folgt. Auch sonst kann man oft nicht umhin, dem Verfasser besonders dort Recht zu geben, wo er Recht hat. Man kann es Karpath aufs Wort glauben, daß die Leute oft in Lokalen ausspucken, wiewohl es verboten ist, oder selbst nur, wenn sie sich auf der Straße ergehen, und nur zu oft fühlt man sich bewogen, mit ihm auszurufen: Fidonc! Das persönliche Erlebnis Karpaths ist hier wie auch bei den anderen Unarten fühlbar. Wie oft muß dieser Spötter den Zug versäumt haben, wenn zu viele Leute vor ihm an der Kassa standen, oder nolens vollends auf das knusperige Gebäck verzichtet haben, wenn andere Gäste es vorher berührt hatten. Sapienti satt. Daß die Leute, sogar Optimaten, zu spät ins Theater kommen und dann obendrein noch last not least durch Schneuzen stören, ist eine bittere Klimax und wird von ihm in einer Weise gerügt, die manchmal durch das Pathos der Distanz, das ihm eignet, an Salten gemahnt. Da er aber auch üblen Mundgeruch geißelt, so findet die Kritik, daß seine Aphorismen bösartig seien, und nennt ihn einen echt wienerischen Raunzer. Im Allgemeinen aber ist die Anerkennung, die diesem Denker gezollt wird, mutatis mutandis schon eine allgemeine und wird ihm vornehmlich wegen seines geraden Stils volle Gerechtigkeit zuteil, die ihm selbst einer unserer schärfsten und prinzipiellsten Literaturkritiker, ein bekannter Antipode, in seiner bärbeißigen Art widerfahren läßt:

So folgt der Wiener Leser sehr gern dem amüsanten Autor durch Wiener Cafés und Restaurants und bekrittelt Publikum und Einrichtungen, dennn in jedem Wiener steckt ja ein solcher Raunzer, wie in Karpath, denn diesen Ehrentitel hat sich der sonst so behagliche Musikschriftsteller erworben, wenn er auch kein bodenständiger Wiener ist . . . m. f.

Was dünkt euch um Karpath? Seine Gegner können es ihm nicht verzeihen, daß er sich im Milieu der Platitüden seine eigene Note bewahrt hat und mit seinen apodidaktischen Lebensregeln nicht Freund noch Feind schont, denen es freilich bequemer wäre, sich im Konzert zu schneuzen. Karpath hat es ihnen nicht leicht gemacht und er darf sich heute gewiß nicht wundern, wenn

beim Herüberschießen auch hinübergeschossen wird. Seine Produktion ist eine schwere Nuß und sie vollzieht sich, um ein eigenartiges Bild des Autors selbst zu gebrauchen, in Veranlassung eines sehr seltenen Kaktus, der nach neunjähriger Pflege eine Blüte bekommen hat, aber sie erschließt sich auch nach Sitte dieses Kaktus einmal im Laufe der Nacht mit einem großen Knall. Eine aufgespeicherte Kraft, die unmittelbar durch ihre bloße Gegenwart wirkt, so definiert Emerson den Begriff der Persönlichkeit, und Karpaths literarische Quantität, die in allen ihren Peripetien fühlbar wird, strebt nach Expansion. Gleichwohl, die Einschränkung des Urteils hätten wir gern gemißt. Noblesse oblige. Es geht schier nicht an, eine Erscheinung wie Karpath, der seine Aphorismen selbst schreibt und noch lange nicht aufgehört hat, sein Schaffen mit einem Schlußpunkt zu versehen, in statu nascendi vom engen Standpunkt der Bodenständigkeit zu beurteilen, und es ist gewiß nicht einzusehen, warum nicht ein echter Ungar, traun, ein ebenso scharfes Auge für die Geräusche der Nebenmenschen haben soll, die doch weiß Gott keine quantité négligeable sind. Und Karpath ist ein echter Ungar. Er kommt aus dem Lande der Penaten und ist einer der Söhne jenes Arpad, der früher Arpeles geheißen hat. Aber fürwahr, die schlechtesten Früchte, an denen die Wespen nagen, sind es nicht, die oft weggeworfen werden.

* * *

Das Geheimnis der Popularität

»Morgen, am 21. Mai, feiert der allverehrte Erzherzog Eugen seinen fünfzigsten Geburtstag .... Musikalisch und ein Sänger mit gut gebildeter Baritonstimme, hat er als Husarenoffizier in Pardubitz bei dem jüdischen Kantor gründlichen Gesangsunterricht genommen .... Überall gewann er mit seiner hochragenden Gestalt, mit dem mehr südländischen Ausdruck seines Gesichtes, vor allem durch den gewinnenden Reiz seiner Persönlichkeit alle Herzen.«

* * *

Was ham S' g'sagt?

»Dieser Tage fand im Künstlerhause ein von dem Truchseß und Ehrenmitgliede der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens und der k. k. Akademie der bildenden Künste in Wien, Herrn Fritz Dobner v. Dobenau, veranstaltetes und äußerst animiert verlaufenes, gemütliches Abendessen statt, bei welchem derselbe in Anwesenheit der weiteren Ehrenmitglieder Herren Hofrat August v. Schaeffer und Professor Rudolf Ritter v. Weyr und des leitenden Ausschusses den

bisher mit seinen anläßlich des Regierungsjubiläums des Kaisers im Jahre 1898 gestifteten, seit dieser Zeit alljährlich in den Jahresausstellungen im Künstlerhause zur Verleihung gelangenden ständigen zwei Geldehrenpreisen prämiierten Künstlern zur bleibenden Erinnerung eine von Professor Stephan Schwartz in Silber künstlerisch ausgeführte Plakette überreichte.«

Gehn S' das is schön, sag'n S' es noch einmal.

* * *

Der Schutzmann

Der Wiener Hofoperndirektor Gregor aus Berlin hat einem Berliner Interviewer aus Wien gesagt, daß er bis 1921 bleiben werde. Aber nicht genug daran:

Ich bin sogar fest überzeugt davon, daß ich noch länger bleibe. Unter meinen Vorgängern hat sich Jahn am längsten gehalten — so etwa fünfzehn oder sechzehn Jahre. Ich gedenke diesen Rekord zu schlagen.

Rekordsucht pflegt Titanic-Katastrophen herbeizuführen. Aber wenn sich die Wiener Hofbehörde solche Zuversicht gefallen läßt, dann ist diese gewiß berechtigt. Herr Gregor findet, daß die Wiener Oper das erste Institut der Welt sei. Und warum?

Ein Orchestermitglied kann zwei Jahre, ein Solosänger sechs Monate krank sein, ohne sich der Gefahr einer Kündigung auszusetzen.

Außerdem versichert Herr Gregor, daß er »nicht rechts und nicht links sehe«. Das ist gewiß vorsichtig von einem Theaterdirektor, weil er sonst leicht bemerken könnte, daß rechts und links kein Publikum sitzt. Herr Gregor versichert auch, daß er — nicht ohne last not least — in kein Kaffeehaus gehe. Das ist sein gutes Recht und es ist sehr anständig, daß er hinzusetzt: »ohne den Wienern den Besuch des Kaffeehauses zu verleiden oder ihn den Wienern abgewöhnen zu wollen«. Von verleiden kann keine Rede sein, da Herr Gregor eben in kein Kaffeehaus kommt, und abgewöhnen könnte er es den Wienern doch auch nur vielleicht dann, wenn er ins Kaffeehaus ginge. So aber könnte es ihm keineswegs gelingen. Es ist eine eingewurzelte Wiener Sitte, die Leute, die in den Wiener Kaffeehäusern sitzen, sind wohl zumeist recht unangenehm, aber die Kellner verstehen immerhin etwas vom Theater und es ist gerade kein Gewinn, daß Herr Gregor ihren Verkehr meidet. Herr Gregor betont nachdrücklich, daß er »auf Ordnung halten« wolle. Das ist bekannt. Mit den Wienern, soweit sie sich das Kaffeehausleben nicht abgewöhnen lassen oder die Passion haben, auf der Straße herumzutorkeln,

wird er keine besonderen Resultate erzielen. Aber er hat es sich ja auch nicht zur Aufgabe gemacht, das Chaos vor der Oper zu regeln, sondern er will, daß gerade jene Leute in Wien, von denen man eher Stimme als Ordnung verlangt, links, bitte links gehen. Er erklärt, daß Kopfweh kein Grund zur Absage sei. Es ist ja gewiß richtig, daß ein Sänger nur den Kehlkopf für seine Arbeit braucht, aber immerhin ist der Vergleich, zu dem sich Herr Gregor gereizt fühlt, hart genug:

Sie sind Journalist. Haben Sie noch nie Ihren schweren, verantwortungsvollen Beruf mit Kopfschmerzen, mit körperlichem Unbehagen erfüllt?

Gewiß geht es bei der Zeitung auch mit Kopfschmerzen, aber wenn der Journalist auch keine hat, das körperliche Unbehagen hat doch der Leser, besonders wenn er ein Interview mit Herrn Gregor liest. Der Hörer ist anspruchsvoller. Sonst findet Gregor noch die geographische Lage von Wien ungünstig, will aber dafür nicht verantwortlich sein. Hier Ordnung zu schaffen ist er nicht imstande. Es ist aber zu befürchten, daß er bis 1921 und darüber hinaus auch nicht imstande sein wird, Tenoristen und Balleteusen an Mannszucht zu gewöhnen. Es ist eben ein verzweifelter Ehrgeiz, die Ordnung in jenem einzigen Winkel des Wiener Lebens herstellen zu wollen, wo man sie nicht vermißt. Die Sänger und Tänzer hierzulande sind nicht laxer als die von Berlin. Herr Gregor vergeudet seine Kraft. Man braucht ihn vor der Oper. Er wird, selbst wenn ihm der angesagte Rekord gelingt, nichts erreichen. Dagegen erfordert es das Prinzip der Nibelungentreue, daß man endlich einen Wiener Schutzmann nach Berlin sendet. Auf die dortigen Opernverhältnisse würde er nicht Einfluß nehmen, aber binnen einer Woche muß es ihm gelingen, die Unordnung ~~in der~~ Friedrichstraße herzustellen.

* * *

Anscheinend den besseren Kreisen angehörig

Berlin, 11. Mai.

In einer öffentlichen Bedürfnisanstalt wurden gestern vormittag zwei Frauenbeine in einem Paket vorgefunden. . . . Da ferner an den beiden Frauenbeinen eine außerordentliche Zartheit und Gepflegtheit der Haut zu erkennen war, nimmt man an, daß die Verstorbene den besseren Kreisen angehörte. . . .

Da aber die Beine einem Knaben angehörten, so erwies sich die Annahme als hinfällig.

* * *

Die Welt ist schlecht

. . . . Geschworner Baron Korb-Weidenheim (zum Zeugen): Unter welchem Namen haben Sie die Angeklagte in Ihren verschiedenen Wohnungen gemeldet? — Zeuge: Vor der fingierten Hochzeit hat sie sich selbst gemeldet, später ich sie als meine Frau. — Staatsanwalt: Jetzt ist das Strafverfahren wegen Falschmeldung gegen ihn anhängig. — Geschworner Korb-Weidenheim: Wie war sie früher gemeldet, als Sie mit ihr gewohnt haben? — Zeuge: Eine Zeitlang war sie vorübergehend überhaupt nicht gemeldet. — Geschworner Korb-Weidenheim: Ist das hier möglich? Sie haben keine Beweise dafür gehabt, daß ihre Angaben richtig waren? — Zeuge: Mir war das maßgebend, was sie mir sagte. — Geschworner Korb-Weidenheim: Eine polizeiliche Meldung ist immerhin keine gleichgültige Sache. — Zeuge: Ich habe sie überhaupt nicht angemeldet. — Geschworner Korb-Weidenheim: Das geht hier in Wien auch? Ich danke.

* * *

Ein Neuling

. . . . Der Vorsitzende erwiderte, es würde dies einen Nichtigkeitsgrund bilden; die Angeklagte kenne ja die Briefe und weine offenbar aus Mitleid mit sich. — StA. Dr. v. Soos: Um sich in einen hysterischen Anfall zu versetzen.

Dieser Herr meinte ferner:

Der Verteidiger wird Ihnen die Anfälle der Angeklagten gewiß in bewegten Worten schildern, wie sie mit den Zähnen geklappert und geknirscht, wie sie die Augen verdreht hat. Ich kann es mir ersparen, darauf einzugehen. Für uns ist nur die Frage wichtig: Wenn Anna Wurm, was ich zugebe, an hysterischen Anfällen mit nachfolgenden deliranten Zuständen leidet, ist es möglich, daß sie die ihr zur Last gelegten Verbrechen in solchen Zuständen verübt hat? Nein, es ist nicht möglich.

Es ist nämlich nur möglich, daß ein Bankbeamter einen Mord in vorübergehender Sinnesverwirrung begeht. (Besonders, wenn er mit Journalisten verwandt und ~~der Landesgerichtspräsident~~ sein Taufpate ist.) Aber wenn eine Hysterikerin sich für eine Baronin hält, so handelt sie offenbar dann bewußt, wenn sie's den Leuten sagt. Ja, wenn sie dabei auch einen Anfall bekäme!

Staatsanwalt: Können Sie sich erinnern, daß Sie bei der Polizei in ganz plausibler Weise erklärt haben, warum Sie alle diese Erfindungen gemacht haben? — Angekl.: Nein, daran kann ich mich nicht erinnern. — Staatsanwalt: Sie haben gesagt, um den Oberleutnant, in den Sie verliebt waren, zu fesseln, und daß Sie immer Neues erfinden mußten, um das Frühere glaubhaft zu machen. — Angekl.: Aber, Herr Oberstaatsanwalt . . — Staatsanwalt (unterbrechend): Sie wollen auch mich zu mehr machen, als ich bin. Ich leide ja nicht an »Pseudologia phantastica«.

Dieser Herr äußerte noch, er hätte den Zeugen »auf die Anklagebank setzen können«.

Der Staatsanwalt bespricht dann die Beziehungen der Angeklagten zu Oberleutnant Simenthal und sagt: Dieser Mann hat mir selbst große Sorge gemacht; er ist selbst bei zahlreichen Geschäftsleuten mit ihr erschienen und hat ihre Angaben bestätigt. Hat er denn das alles glauben können, was sie ihm erzählt hat? Ist er denn nicht mitschuldig? ....

Der Herr v. Soos, der auf diesem Gebiete noch neu ist, soll sich nicht zu viel Sorgen machen. Das tut nicht gut. Auch sollte er nicht, wenn er schon anklagt, mehr anklagen als strafbar ist. Er sagte von der Angeklagten, daß sie »schon in jungen Jahren eine Dirne war«. Trotzdem wurde sie auch vom Betrug freigesprochen. Wenn nächstens wieder ein Moralgericht serviert wird, werden wir schon vorsichtiger sein. Soos bitte!

* * *

Die Angeklagte sinkt an die Brust des Justizsoldaten

— dagegen ist nichts einzuwenden, aber es ist traurig, daß es, wenn eine schön ist, im Gerichtssaal geschieht.

* * *

Dr. Ethel Smyth

ist wieder im Land und versichert in einem Brief an die Bordellwirtin der Freiheit:

.... Die englischen Zeitungen reden unaufhörlich und wohl bedacht von »gefährdeten Menschenleben«. Darf ich abermals betonen, daß die Suffragettes, die wohl das Eigentum in jeder Form angreifen (weil dieses bei uns höher gestellt wird als Frau und Kind), auf das Menschenleben aber bis jetzt streng Rücksicht nehmen. Der Beweis dafür ist schlagend; bei den Hunderten von Attentaten ist niemandem, außer den Frauen selber, das geringste geschehen. Man braucht nicht hinzuzufügen, daß eine derartige Vorsicht die Gefahr, der die Betreffende sich aussetzt, unermeßlich erhöht. Ihre ergebene Dr. Ethel Smyth. Baden bei Wien.

Die Bordellwirtin der Freiheit macht ein gläubiges Gesicht. Nur auf der Rückseite wird sie bedenklich:

London, 10. Mai. Im Wartesaale des Bahnhofes Lime Street in Liverpool wurde heute eine Bombe mit der Inschrift »Votes for women« gefunden. Desgleichen wurde in Reading auf dem Postamte eine mit einem Uhrwerke versehene Bombe gefunden.

Mit äußerster Vorsicht hat die Betreffende die Bombe deponiert und sich, um das Leben ihrer Mitmenschen, der Reisenden in Liverpool und der Postbeamten in Reading, zu schonen, persönlich einer Lebensgefahr ausgesetzt. Bomben dienen zum Schutz gegen Explosionen. Und die Damen, die die Bomben im Wartesaal und auf dem Postamt mit strenger Rücksicht auf das Menschenleben deponieren und vielleicht selber zu Schaden kommen könnten, die schützt der liebe Bahr.

* * *

Militanten

ist die Bezeichnung für jene Suffragetten, die persönlich losgehen. Und die Männer — die Bezeichnung für das schwächere Geschlecht — werden nicht einmal daran ihres Jammers inne, sondern diskutieren ernsthaft, ob man jenen das Stimmrecht geben solle. Unter solchen Umständen haben jene es sich hundertmal verdient. Und man muß endlich zugeben, daß die Entrechtung der Frauen nur von einem Standpunkt zu verteidigen ist, der weit hinter dem gedanklichen Horizont stimmberechtigter Männer liegt. So wie die Dinge heute liegen, kann man nicht zweifeln, daß eine Militante es mit zehn liberalen Onkeln noch aufnimmt. Überhaupt muß man dem Weib, das gern zur Urne schreiten möchte und derlei nicht als Schändung, sondern als Ehrung empfindet, dabei behilflich sein. Und überschätze man die öffentlichen Aufgaben nicht, auf deren Bewältigung sich übelriechende Individuen etwas zu Gute tun. Von der neidlos dem Weib zugestandenen Fähigkeit, ein Zimmer aufzuräumen, bis zu jener Tüchtigkeit, die im Staatsleben wirtschaftet, ist es nicht ganz so weit, wie sich die wichtigtuende Impotenz einbildet. Man soll die Frauen, die dazu und zu nichts Besserem Lust haben, nicht mehr hindern, Bezirksausschüsse zu werden. Im Gegenteil soll man beide Geschlechter, soweit sie dazu taugen, mit gleichen Rechten auf den Kehricht der Welt loslassen. Die Mittelmäßigkeit hat kein Geschlecht und mit der Zeit wird unter der Uniform auch das letzte unterscheidende Merkmal, das ohnehin keine Rolle mehr spielt, verschwinden. Dann ist Hoffnung, daß Liebe und Kunst, von dem heutigen Mischmasch befreit, jene entmännlicht, diese entweiblicht: eine Körperschaft, die nicht Gesetze, eine Geistigkeit, die nicht Schweinereien macht, wieder zu sich, wieder zu einander kommen.

* * *

STADTBIBLIOTHEK

Suffragetten vergiften ein Hündchen

wo ist der Schinder?

* * *

Entbehrungen im Kriege

Konsulsgattinen erzählen jetzt den Reportern, was sie da unten erlebt haben. Es war gewiß entsetzlich und es ist von allen Erinnerungen, die sich eine preßsüchtige Welt abfragen läßt, immerhin die würdigste und sachlichste. Was sind nun freilich die Melinitgranaten von Skutari neben dem Jammer, den eine in Janina mitgemacht hat.

».... Das Quälendste von allen diesen Entbehrungen war aber wohl die Tatsache, daß wir fast durch fünf Monate keine Zeitungen, keine Briefe bekamen. Wir wußten nicht, was in der Welt vorgeht, allen Phantasien und Gerüchten war der weiteste Spielraum gelassen. Allerdings, hie und da gelang es einem verwegenen Gesellen, eine griechische Zeitung einzuschmuggeln. Dieser Mann pflegte dann mit einem solchen Zeitungsexemplar schon auf seine Rechnung zu kommen. Wer es lesen wollte, mußte den Mann zu sich kommen lassen, die Zeitung in seiner Gegenwart durchstudieren und hatte für eine halbstündige Lektüre sage und schreibe 16 Francs zu bezahlen.«

Frau Bilinska, die sich zu ihrer Erholung in einen Kurort begeben wird, faßte zum Schlusse des Gespräches alle ihre Erfahrungen und Erlebnisse in ein kluges Wort zusammen: »Nicht die Kugeln, Granaten und Schrapnelle sind es, die im Krieg die fürchterlichsten Wunden schlagen, sondern seine Begleiterscheinungen, der Hunger, die Krankheit, die Entbehrungen, lassen ihn zur Geißel der Menschheit werden«.

Wo waren da die Torpedos? Sie wurden zum Transport der Neuen Freien Presse für die demonstrierende Flotte verwendet, aber niemand dachte daran, auch nur mit einem Exemplar das belagerte Janina zu entsetzen.

* * *

Eine, die sich nicht interviewen läßt

»Auch die Gemahlin Essad Paschas fühlte sich in der türkischen Hauptstadt nicht mehr sicher und schloß sich daher den Freunden ihres Mannes an. Sie ist eine geborne Türkin, ganz nach türkischen Grundsätzen erzogen, und daher eine Frau, die nichts so sehr scheut als die Öffentlichkeit. Ihren Mann hat sie seit Beginn des Krieges nicht mehr gesehen und hat auch seit mehr als einem halben Jahre keine Nachricht von ihm erhalten ....«

* * *

Die Konkurrenz und die Mischpoche

Neue Freie Presse, 8. Mai

Die Wahrheit über Essad Pascha.

Unterredung mit dem Schwager Essad Paschas.

Wir sind heute in der Lage, Authentisches über die Handlungsweise Essad Paschas mitzuteilen, dessen Abzug aus Skutari nach einem Übereinkommen mit König Nikolaus so viel Aufsehen erregte und einen so großen Einfluß auf die Entwicklung der letzten Ereignisse hatte. Die Darstellung, die wir nachstehend veröffentlichten, rührt von Essad Paschas Schwager Sureya Bey Vlora her, der gestern hier aus Albanien eingetroffen ist. Er hatte mit Essad Pascha eine eingehende Unterredung und hat sich in Durazzo und Tirana durch persönlichen Augenschein über all das vergewissert, was in den letzten Tagen in Albanien geschehen ist. Sureya Bey Vlora hatte sich während der letzten Apriltage in Wien aufgehalten. Die Übergabe Skutaris an König Nikolaus und die Gerüchte über Essad Pascha veranlaßten ihn, sich nach Albanien zu begeben. Er fand Mittel und Wege, nach Durazzo zu gelangen und mit Essad Pascha bei Tirana zusammenzutreffen.

Einem Gewährsmanne unseres Blattes erzählt er das Nachfolgende: . . . . Essad Pascha kam mir entgegen. Er war in der Uniform eines türkischen Generals von einer Eskorte begleitet . . . . Essad Pascha begleitete mich nach Durazzo und wir sprachen viele Stunden über alle ihn betreffenden Fragen und Gerüchte. Essad gab mir

Die Zeit, 9. Mai

Eine Warnung vor Essad Pascha.

Äußerungen eines Vetters Essad Paschas.

General Fasil Pascha, ein Vetter des albanischen Kronprätendenten Essad Pascha, der gleich dem türkischen Kommandanten der vornehmen albanischen Familie Toptani entstammt, weilt gegenwärtig in Wien und hatte die Liebenswürdigkeit, sich über die letzten politischen Vorgänge in seiner Heimat einem unserer Mitarbeiter gegenüber folgendermaßen zu äußern:

Sei es aus Parteilichkeit oder aus Unkenntnis der wahren Sachlage oder aus sonst einem Grunde, ist es dazu gekommen, daß in verschiedenen Blättern über die gegenwärtige albanische Krise sowie über die Stellung Essad Paschas in der Entwicklung der letzten Ereignisse in Albanien Mitteilungen enthalten waren, die keineswegs mit den Tatsachen übereinstimmen. Ich hatte mit Essad Pascha noch zehn Tage vor Ausbruch des Krieges eine Unterredung in der zentralalbanischen Stadt Tirana . . . .

Es ist wahr, daß Essad Pascha zur Zeit, als Riza Pascha ermordet wurde, eine gewisse Popularität besaß, da er sich den Anschein gab, daß er für die Unabhängigkeit Albaniens eintreten wolle. Aus den Zeitungen habe ich dann später erfahren, daß Essad Pascha sich zum König von Albanien deklarieren wolle. Dieses Vorgehen ist sowohl für Europa als auch für Albanien eine schwere Beleidigung. . . .

Als Skutari fiel, ist Essad Pascha mit allen Kriegsehren abgezogen, aber es ist im Kriege gewiß nicht üblich, daß ein General, der sich ergeben hat, mit Waffen und Munition

die Versicherung, daß er keine Proklamation erlassen habe und daß zwischen ihm und den Montenegrinern keinerlei Abmachungen über die Nordgrenze Albaniens abgeschlossen worden sind. Er habe Skutari abtreten müssen, weil seine Leute Hunger litten. Jeden Tag seien in Skutari 30 bis 40 Menschen gestorben, an einem Tage habe die Zahl der an Hunger Gestorbenen 120 erreicht. . . .

Essad Pascha hatte aber in Wirklichkeit, so erklärt Sureya Bey, keinen Augenblick die Absicht, sich zum König proklamieren zu lassen. . . .

Deshalb finde ich es dringend geboten, daß die Mächte der Anarchie ein Ende machen und das Mittel finden, um Ordnung in das Land einkehren zu lassen. . . .

aller Art abziehen kann. Diese Tatsache ist eine so außerordentliche Erscheinung, daß aus ihr mit großer Wahrscheinlichkeit gefolgert werden kann, daß Essad Pascha mit Montenegro irgendein mysteriöses Abkommen getroffen haben mußte, das natürlicherweise für Albanien nicht vorteilhaft sein konnte. . . .

Die Rolle, die Essad Pascha spielen will, stellt sich als gewöhnlicher Bluff dar, durch den den Mächten Sand in die Augen gestreut werden soll, und der nur dazu dienen soll, die persönlichen Interessen Essad Paschas zu fördern. Wenn eine oder die andere Macht mit Essad Pascha in Unterhandlungen treten wollte, täte sie gut daran, im eigenen ökonomischen Interesse eine seriöse Mission zu bestellen, die ihr über die wahre Machtstellung Essad Paschas und die richtige Lage der politischen Verhältnisse genaue Auskunft geben könnte. . . .

* * *

Wie macht man das?

Aus Tokio wird geschrieben: Der japanische Marineminister Vicomte Saito hat in seinem Palais am 11. Jänner d. J. zu Ehren des Sohnes des österreichisch-ungarischen Botschafters in Tokio Baron Call ein Bankett gegeben. Der Sohn des Botschafters ist als Linienschiffsleutnant S. M. S. »Panther« zugeteilt, das sich zur Zeit in Kobe aufhielt. Als Gäste des Marineministers waren außer dem Botschafter Baron Call noch Baronin Call, deren Tochter, ferner die Mitglieder der Botschaft sowie Baronin Sannomiya, Justizminister Vicomte Okabe mit seiner Gemahlin, der Vizeminister des Ministeriums des Äußern Ischii und Madame Ischii, der Ingenieur-Admiral Baron Miyahara, der Vizeminister des Marineministeriums Konteradmiral Takarabe und viele Herren vom japanischen Marineministerium erschienen. Die Japaner benützten die Gelegenheit, um die Beziehungen zwischen Japan und der Monarchie herzlicher zu gestalten.

* * *

Andauernde Entspannung

Die Chinesen sollten jetzt bald den Ehrgeiz haben, das von Christen in Skutari vergossene Christenblut zu rächen. Die Europäer werden es nicht tun, weil sich die Europäer vor einander fürchten. Sie werden weiter mit dem König von Montenegro verkehren, wiewohl nun nachgewiesen ist, daß er aus Rücksicht auf das Bankhaus Reitzes durch Monate in Keller und Kirchen Melinitgranaten gesendet hat, weil er wußte, daß dort Frauen und Kinder wären und aus der Todesangst erlöst sein wollten. Die Europäer haben ihn daran nicht gehindert und es genügte ihnen, daß er die Stätte räume, wo er gemordet hat. Die Europäer fürchten sich vor ihren ehrlichen Waffen, sie lieben den Fortschritt im Nebel der feigen Intelligenz und im Elend der internationalen Phrase. Sie lassen sich von Diplomaten und Demokraten um ihre Instinkte betrügen. Montenegro ist einig. So oft es will, wird es Europa schwächen. Nikolaus ist der Inhaber eines österreichischen Regiments. Im Kriegsfall hätte er diese Würde niederlegen müssen. Er wird nie diese Würde niederlegen müssen. Europa wird immer rüsten und Montenegro wird immer nachgeben. Darauf wird die europäische Diplomatie immer stolz sein. Sie werden drohen, zahlen und aufatmen. Der Nikolaus wird nach Wien kommen und mit achtungsvoller Sympathie begrüßt werden. Er wird bei Mercedes zwei Wagen bestellen und sie werden für ihn bezahlt werden, damit er sie verkaufen könne, weil ihm füglich ein Einspänner als Hofwagen genügt. Er wird dafür zwei Gedichte zurücklassen und das Tagblatt wird sie drucken. Die Kaffeesieder werden Daniloorden bekommen. Wahrlich ich sage euch, so viele Granaten in die Schlafhütten von Skutari einschlugen, so viele Daniloorden für barmherzige Wiener wird es geben. Denn Österreich ist der Vorposten der europäischen Schwäche. Montenegro ist der Fühler den eine bessere Gefahr ausstreckt.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3